

N°065

Durs

Grünbein

Introduction / Einführung:

Michael Eskin

Durs Grünbein
Dream Index / Aus der Traum (Kartei)

Introduction / Einführung:
Michael Eskin



Introduction

Michael Eskin

“Poetry puts language into a dream state, thereby reassuring itself of the impinging realities,” Durs Grünbein wrote in his seminal 2009 Frankfurt Poetry Lecture. When I first stumbled upon this somewhat cryptic statement, I took it to be more of a metaphor than something to be understood literally. Why the dream state was presumably key to reassuring ourselves of the “impinging realities” of our world, and why and in what sense poetry presumably translated language into an oneiric state, I didn’t even try fully to fathom (let alone grasp and articulate to myself), happily suffused with the line’s wafting aroma of ambiguity. After all, that’s what we tend to expect poets to do to us: draw us in and enjoin us to surrender ourselves to the magic powers of their symbols and metaphors, to the workings of what Immanuel Kant referred to as the “aesthetic idea,” which, as he explained, “gives plenty of food for thought” yet “can never be captured with adequate thoughts or concepts” or “made wholly accessible through language.”

As it turns out, however, Grünbein’s statement, so central to his poetic project and aesthetics as a whole, makes much more hands-on sense than I ever suspected, revealing itself as less of an “aesthetic idea” than a condensed expression of the very truth of his *being a poet*—his *Dichterdasein*: “All in all,” he writes in *Dream Index*, “we take reality much too seriously; while the everyday would seem to constitute the smaller part of all that happens, not even half the truth, it’s become the metric for everything. Isn’t it exactly the other way around, though? Aren’t dreams the creators, who allow us concretely to perceive what we experience in waking life in the first place? Reality would be unbearable without them. . . . We’d burn up at the first contact with it if we didn’t have dreams—the protective gear of consciousness.” More specifically, what dreams do, Grünbein suggests, is open up a space in which we are no longer subject to the “law of causality,” in which we learn to “distrust all necessity” and “despise the iron rule of the status quo.” Thus, in order to *reassure* ourselves of the “impinging realities,” we first need to *make sure* that we survive them intact. Enter dreams: as the purveyors of free-

dom, dreams, it turns out, are assigned a signal *existential* and *ethical* role in Grünbein’s universe. Which also means that language that has been “put into a dream state” becomes the vehicle of freedom, an essential means of calibrating our strivings with the conditions of their unfolding. And that is precisely what the poet does, according to Grünbein: in freeing language from the strictures of necessity (read: the straitjacket of quotidian speech), he creates spaces of articulation in which the waking individual is given freedoms he did not hitherto possess. Dreams “endow existence with poetic density”—accordingly, it’s Grünbein’s “sole purpose in the everyday to recapture poetry,” which is to say, literally, the freedom of speech, or freedom *tout court*.

Grünbein’s *Dream Index* allows us unprecedented access not only to his own poetics and psyche but to the deep strata and sociocultural ramifications of the creative process more generally. This, then, is what artists do for us: create freedom. But—didn’t we know this already? Didn’t we know already that that’s precisely why they are the first to go in any dictatorial coup? Certainly. And yet—this old saw bears repeating and inculcating, lest you forget—and, as Siegfried Sassoon reminds us, one of the poet’s and artist’s tasks is to make sure “that you’ll never forget.” Grünbein’s *Dream Index* gives us plenty of food for thought indeed. Yet, unlike the idealist’s “aesthetic idea,” it is the seasoned realist’s—which is to say, dreamer’s—attempt to posit and hold on to reality, while preserving himself and his species. And the only way to do it, it would appear, is creatively. After all: “Poetically man dwells on this earth”—“*dichterisch wohnet der Mensch auf dieser Erde*”—as one of Grünbein’s poetic forebears famously put it.

Author Michael Eskin is co-founder and Vice President of Upper West Side Philosophers, Inc. in New York.

Durs Grünbein (b. 1962) is a poet, translator, and essayist living in Berlin.

Michael Eskin

»Dichtung versetzt Sprache in einen Traumzustand, in dem sie sich der zudringlichen Realitäten meditierend vergewissert«, schrieb Durs Grünbein in seiner einflussreichen Frankfurter Poetikvorlesung 2009. Als ich zum ersten Mal auf diese etwas kryptische Behauptung stieß, hielt ich sie eher für eine Metapher als für etwas, das man wörtlich nehmen sollte. Weshalb der Traumzustand es angeblich ermögliche, sich der »zudringlichen Realitäten« unserer Welt zu vergewissern, und weshalb und in welchem Sinne Dichtung Sprache in einen Traumzustand versetze, versuchte ich erst gar nicht zu ergründen (geschweige denn zu begreifen und mir selbst in aller Deutlichkeit vor Augen zu führen), vollkommen zufrieden damit, mich von der Vieldeutigkeit dieser Zeile einlullen zu lassen. Denn schließlich ist es das, was wir für gewöhnlich von Dichtern erwarten: dass sie uns in ihre Texte hineinziehen und dazu bringen, uns den Zauberkräften ihrer Symbole und Metaphern hinzugeben – dem Wirken dessen, was Immanuel Kant die »ästhetische Idee« nannte, die, wie er erklärte, »viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch irgendein bestimmter Gedanke, d. i. Begriff, adäquat sein kann, [und] die folglich keine Sprache völlig erreicht und verständlich machen kann«.

Bei genauerem Hinhören jedoch offenbart Grünbeins Satz, der für sein dichterisches Projekt ebenso zentral ist wie für seine Ästhetik als Ganzes, einen sehr viel praktischeren Sinn, als ich es jemals vermutet hätte: erweist er sich doch weniger als »ästhetische Idee« denn als verdichteter Ausdruck der tatsächlichen Wahrheit seines *Dichterdaseins*: »Ganz insgesamt«, schreibt Grünbein in der *Traum (Kartei)*, »wird die Realität viel zu ernst genommen. Scheint sie doch als Tageswirklichkeit nur der geringere Teil des Geschehens zu sein, nicht einmal die halbe Wahrheit. Gerade sie aber wird als Maß aller Dinge gesetzt. Ist es aber nicht gerade umgekehrt? Ist nicht der Traum der Bildner, der uns das im Wachzustand Erlebte erst anschaulich macht? Ohne ihn wäre die Realität kaum zu ertragen [...] Man müßte augenblicklich an ihr verbrennen, hätte man nicht den Traum, der das Bewußtsein wie ein Schutzanzug isoliert.« Genauer gesagt eröffnen Träume, so Grünbein, einen Raum für »die Befreiung von Kausalität«, in dem wir lernen, »den Notwendigkeiten zu mißtrauen, den so eisernen Verhältnissen die nötige Verachtung entgegenzubringen«. Um uns also der »zudringlichen Realitäten« zu *vergewissern*, müssen wir zunächst *sicherstellen*, dass wir sie unbeschadet überleben. Und hier nun tritt der Traum

auf den Plan, dem als Überbringer der Freiheit in Grünbeins Kosmos eine herausragende *existenzielle* und *ethische* Rolle zukommt. Was auch bedeutet, dass die in einen »Traumzustand« versetzte Sprache zum Vehikel der Freiheit wird, zu einem wesentlichen Mittel, all unser Streben mit den Bedingungen seiner Entfaltung abzugleichen. Und genau dies tut, Grünbein zufolge, der Dichter: Indem er Sprache von den Einschränkungen der Notwendigkeit (sprich: von der Zwangsjacke der Alltagssprache) befreit, schafft er Artikulationsräume, in denen dem Menschen im Wachzustand Freiheiten zuwachsen, die er zuvor nicht besaß. »Was dem Dasein poetische Dichte verleiht, ist der Traum« – dementsprechend dreht sich Grünbeins »ganzes Sinnen [...] im Alltagsleben darum, die Poesie zurückzugewinnen« – das heißt buchstäblich die Redefreiheit oder Freiheit *tout court*.

Grünbeins *Traum (Kartei)* eröffnet uns nicht nur einen beispiellosen Zugang zu seiner eigenen Poetik und Psyche, sondern auch zu den Tiefenschichten und soziokulturellen Verästelungen des Schaffensprozesses als solchen. Das also ist es, was Künstler für uns tun: Freiheiten schaffen. Aber – wussten wir das nicht schon? Wussten wir nicht bereits, dass sie eben darum die ersten sind, die bei jedem Staatsstreich dran glauben müssen? Gewiss. Und doch mag diese Binsenweisheit stets wiederholt und eingeschärft sein, damit sie nicht dem Vergessen anheimfalle – und eine der Aufgaben des Dichters beziehungsweise des Künstlers im Allgemeinen ist es doch gerade, dafür zu sorgen, »daß du niemals vergißt«, wie es bei Siegfried Sassoon heißt. In der Tat gibt uns Grünbeins *Traum (Kartei)* viel zu denken. Doch im Unterschied zur »ästhetischen Idee« des Idealisten erweist sie sich als der Versuch eines gestandenen Realisten – will sagen: Träumers –, Wirklichkeit zu setzen und festzuhalten bei gleichzeitiger Erhaltung seiner selbst samt der eigenen Spezies. Und dies eben sei nur auf kreative Weise möglich: »wohnet« doch der Mensch »dichterisch [...] auf dieser Erde«, wie es einer von Grünbeins literarischen Ahnen bekanntlich formulierte.

Der Autor Michael Eskin ist Mitbegründer und Vizepräsident von Upper West Side Philosophers, Inc., New York.

Durs Grünbein (geb. 1962) lebt als Dichter, Übersetzer und Essayist in Berlin.

Durs Grünbein
Dream Index

Note

Newspapers regularly supply their readers with images of the latest mutants and monsters of biology and technology. Some of these surface in research labs no one enters unbidden, while others turn up in parts of the country that man has violated to an extreme. We see what mice and snails become at the hands of genetic engineers; the curiosity collection extends to rock-quarry fish, curiously discolored amphibians from radioactively contaminated sites, all manner of small creatures luckless enough to dwell near chemical plants. There are also regular wonders of nature such as albino deer and two-headed calves that have existed since time immemorial. Such beasts call to mind the high respect deformities have always enjoyed in myths and fairy tales, in whose plots they can occur anytime.

The only difference is that now photography documents their existence for us. This can lead to weird moments of *déjà vu*. No dream has prepared us for gazing into the palatal eyes of the toad a Canadian found in his garden, and yet it could be the totemic animal of many a dream: its eyes peering out of the dark cavern of its mouth epitomize the dreamer's inner optics—at his lookout in the dead of night. Shutting its mouth to swallow, the toad becomes blind; opening it again, the world becomes its prey: seeing and devouring are one. And don't we often sleep for long periods with our mouths open?



“Issachar, the great Lord of Dreams, was sitting with his back flush up against a mirror, his head thrown back deep into the mirror. Then, along came Hermana, Lord of Dusk, who plunged into Issachar's breast until he had completely disappeared in it.” (Franz Kafka, *Posthumous Writings*)

D

I'm walking through a Japanese village. A deep-sea fishing cutter is at anchor in the small bay, a slaughtered swordfish hanging from a cable high over its deck. Not only the water but the foam in which plastic bottles are bobbing is bloodred. Even the quay is spattered with blood. The houses along the seafront road look deserted; the receiver in a phone booth with broken windows dangles on its cord. I follow the main street, uphill; in the distance I can see terraced fields where tea is growing. At last I come to an inhabited house, an elderly couple on the veranda, both kneeling, dressed in the local costume. As they raise their eyes to me I realize it's George Steiner and his wife as I last saw them when we parted at Cambridge station. I bow down to them, greet them in a whisper; the words “Like Philemon and Baucis” slip through my lips. The old man smiles wistfully, and I'm instantly aware of my tactlessness. “Come along now,” says my companion, a Japanese professor who is suddenly there at my side. “We must be going. They put out a storm warning.” It pains my soul to leave the two of them behind, but I have to do it. We must get back to Tokyo as quickly as possible.

Note

Dreams endow existence with poetic density, arming us with the impenetrability of the moment.

The psyche spreads its great fan in dreams like the peacock opening its tail.

Of all the forms of expression poetry is closer to dreams than any other. Poetry puts language into a dream state. My sole purpose in the everyday is to recapture poetry.

D

We all know from experience how unreliable memories can be. Physical matter and memory have at least this in common: that they can engulf worlds without the faintest ripple appearing on the surface of days. Just as faces, urban districts, and street scenes can vanish in the blink of an eye, so too entire phases of a life and their corresponding backgrounds and emotional states can be erased as if they'd never existed.

I still clearly recall my first nightmare, though. It etched itself in my memory because it recurred on many nights. Until then, I must have been linked up to everything and everyone, the way primitive peoples and infants are; afterward, I was an isolated, only child, utterly lost, a miscast. It was in the house in the garden settlement on the outskirts of Dresden where we'd moved shortly before I started school, around the time of learning the three Rs. The events in the nightmare were always the same.

Night had barely fallen. As I lay in my bed the room began to grow taller and revolve around me; from a great height I saw myself down below, tiny in my flowered pajamas. Above my little cubicle divided from my parents' bedroom (our daytime living room) by only a sliding door with frosted glass pane, the ceiling had opened like an observatory hatch: the roof between me and the universe had gone—the firmament began directly above the closet. I was exposed to the cold, damp, inconceivably black exterior and had the feeling that I was being sucked outside with immense force. My beloved bed, the sole place where I'd been safe from the attacks of the world, no longer cradled me. I was the hapless cosmonaut (the Soviet term was in use then—*astronaut* was reserved strictly for Americans) who had fallen out of his space capsule and was drifting around, cut off and disconnected. Not just that I had no foothold or orientation in the darkness was scary: my skull felt as if it had been opened to show my brain like a decapitated boiled egg (I had a clear image of the round scissor-handled kitchen gadget with which some of our relatives used to behead their boiled eggs at breakfast). A cool cosmic breeze wafted my brow. My whole body was freezing, and I felt lost right down to my little toe. Fear gripped me—panic, in the primal sense of the word, that I would dissolve or spill out into the universe. Meanwhile, my parents next door dug down

Note

(On the artlessness of dreams)

deeper into their beds (due to lack of space these were at right angles to each other), unable or not allowed to save me, no matter how piteously I whimpered. They seemed miles off. Initially, my mother would get up and try to comfort me, but she, too, little understood my distress, and her well-meaning ignorance cut me to the quick. From the background I could hear my father growling that I should quit being so silly. Later, even my mother gave up believing me when I related my space odysseys shivering with cold. My situation was grim indeed. At length I would fall asleep, whining softly under the cold, twinkling stars. From then on everything changed; the preceding centuries of my childhood were over. Today it's as if certain things in my life had taken a singular course ever since, a deflection from the normal human path, indistinct at first yet growing clearer each day. I can think of no better word for this than *aberration*—a term that radiates in all directions. The word took hold of me in school astronomy. I saw it everywhere: every individual deviated uniquely from the species; the celestial bodies retreated from the observer when Earth's rotation made him feel dizzy; every picture had its optical illusions. I have no idea what the point of that series of nightmares was. But I'm certain it threw a monkey wrench into my still largely dormant consciousness. I was seven when the certainty of death grazed me—the feeling of being at the mercy of the universe.

Luckily the dream-subject can be everything, except a man of letters. It's neither a psychologist nor a journalist, nor even an artist, even if its guardian plays one of these roles in working life and his role playing spills over into his dreams. Everyone engages in their daily bread-winning activities even when asleep, that's for sure, but quite apart from this, at our best moments, we're something utterly different: poets of our own existence. But few people realize this because to them poets are these strange, inaccessible folk streets are named after or who appear on postage stamps. They would never compare themselves to these geniuses of the mother tongue, and yet, now and then, every dreamer far exceeds the poets' boldest flights. The dream-subject is a being slumbering inside all of us, and when, every once in a while, it breaks out at night it is capable of creating works of world literature. Yet it creates them with such naturalness, casualness, and effortlessness that they will never pass as an art form. Nor could they, for their strength lies precisely in their artlessness. What artistic pleasures could possibly match the emotional depth of dreams? Seen in this light, everything art aspires to and achieves seems rehearsed, playacting—a mere overture to the great private dream symphony under the open skies of night.

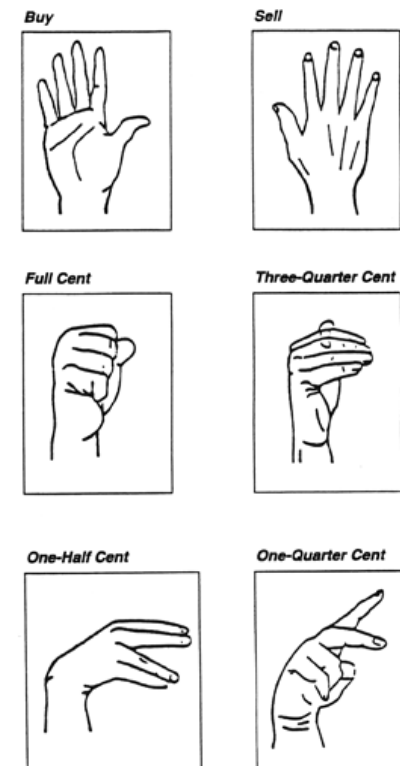
D

I'm on an airplane, sitting in a window seat; a well-known German model has sat down next me. What the papers have been leading me to believe is true: she really does have those extravagantly long legs. She is wearing skintight jeans and a white blouse overflowing with ruches as big as peony petals. I don't dare to look, pressing my forehead against the cabin window instead, despite all the smears from my predecessors' foreheads. It's disgusting; and yet I continue burying myself in this embarrassing position—down below there are at least forests and lakes, belching chimney stacks and nuclear reactors, which I love intensely all of a sudden. I try to fix my attention on this damned Earth. A heavy bout of coughing takes hold of me.

Note

Gestures play a most central role in dreams—weird, indecipherable hand motions, secret plot-driving clues, luring the dreamer into ambushes, leading him astray, forcing changes of scenes. At the wink of an eye you're in a different country; a mime-play roots you to the spot for half an eternity, a sunlit piazza, maybe, or the railroad platform of a provincial town in pouring rain, train in the siding. Dreaming, we perceive strange signals almost casually, or they're only noticeable at second glance or out of the corner of an eye. They often emerge from the depths of space, like some detail in a painting that you notice only after looking at it for a long time. But then it keeps leaping out at you, and precisely because it's indecipherable it becomes a barb that tears your flesh.

Traders' Hand Signals



D

These mute gestures are signposts that turn our nocturnal dream journeys into aimless wanderings along labyrinthine paths. Yet none of them is arbitrary. If you could rewind a day's experience like a film and stop it at will, you would recognize them all. You would see just what they are all about and why they can be so unsettling. Of all the theatrics of the everyday they are the least understood: a ceremonious bow here, hectic gesticulations there, the sign language of a deaf mute on the street—each time disconcertingly pithy in the stream of events as we let it flow through us. They drop into the slit of inattention like coins into an offertory box.

Everyone knows the aircraft marshaler on the airfield with his acoustic earmuffs and signaling wands—but what does it mean when the same man is suddenly standing on the Piazza San Marco in Venice surrounded by pigeons? What meaning do his gestures have for us now?

I pass a store, its shelves stacked to the ceiling with bottles of whisky, in one corner a big humidior full of cigar boxes, and in the display window a sign: “Shut due to dream works.”

D

I'm playing with my youngest daughter in her room; we're building a house out of wooden slats. When the house is finished we drape it with a woolen blanket; then it has to be decorated. What shall we put inside it? A drawing of a white dove, newspaper images that we snip out together—women in fashion wear, girls on horseback, girl bands and boy bands, the faces of American teen stars, an assortment of pets, a Siamese cat, guinea pigs, a dwarf rabbit. Strange, I can hardly believe my eyes and have to do a double, a triple take—among all this suddenly there is a photograph of Margot Honecker, secretary of education of the erstwhile GDR.

Note

The future bores him more than the past, and from the oneiric point of view it's obvious why: while some dreams may harbor prophetic, anticipatory aspects and portents, the dramatic material of dreams is always made up of elements of past experience. True—episodes, subjects, people, props often seem to have been shuffled, as if scenes from act 5 were occurring before act 3 had ended. But as we all know that's an illusion: as long as the life-themes of a dream are still in progress we are attending a premiere. Peeking at the future is like skimming the program notes. Dreamers don't really hurry on ahead of their lives, although age and youth, time past and time future, may on occasion appear to coincide. One can never catch up with one's future, though. Kierkegaard's formula—“Life is lived forward and is understood backward”—can it be turned round? Is it possible to live one's life backward and understand it forward? It may work as a paradox, but can it actually be thought?

Enveloped as we are in the present, the future is forever inaccessible, at best an object of speculation. The past, on the other hand, like many a crime, is generally unsolved, and this makes it infinitely attractive. The future is unimaginable and unknown; the past is not yet grasped and all too well known. The past will make a detective even out of the historically minded layman (while the historian will have joined the police force early on). The future has us groping about like diviners. Futurology as a line of business can only be bogus, a pseudoscience geared toward turning out fantasy products. Calling oneself a futurologist is about as truthful as claiming to be a programmatic dreamer.

We were staying on a farm, housed in tents under apple trees in a meadow—apparently for quite some time. It was emergency accommodation—we had been evacuated to the countryside, an undisclosed catastrophe having driven us from the city.

On the morning in question, strange things were happening. The animals were restive, they bellowed, cackled, bleated, and wailed. Then, touring the farmyard, we saw why. All of them had been “stripped naked”: freshly shorn sheep stumbled around, the farmyard birds had been live-plucked, a half-flayed rabbit trailed its fur along. It was an appalling sight, and yet the animals were exceptionally trusting, especially the sheep, who kept rubbing up against our legs. From long lines stretched out between barns, calfskins, pig bladders, carpets, even snake skins swung higgledy-piggledy. Nonetheless, everything that could leap or crawl greeted us joyfully on our round of inspection through the farmyard. A Sunday mood lay over the site of the emergency slaughter. A huge set of French doors with a wooden latch was swinging back and forth in the wind, inviting us in. We went to the village and sat down by the fire pond—a yellow-brown, bloodshot brew.

The massif of sleep: Our dream expeditions forge regular inroads into it, starting at the farthest reaches of its foothills. Just how inhospitable these mountain regions are that we frequent in the deeply un-recallable stages of the night becomes clear when something rips us out of our sleep. A child cries or an alarm rattles and we pitch headlong out of the inner darkness into the outer and see that there’s a territory that dreams have no access to.

Or, put differently: a territory that we can only traverse with eyes closed. For when in the dream state we are always already returning from our treks through these central massifs of sleep. And yet it is not even certain that we are actually dealing with alpine terrain here. It is better to call it a taboo zone from which word rarely escapes, a no-trespassing, deep-sleep-protected area that we have always already left behind when our dreams commence—dreams that we will later recall in every detail.

Dreams of hiking in a vast nasal cavity. You can see the openings of the two nostrils clearly below the surface of the water. We are at a craggy bay on the Italian coast where there are numerous grottoes that one approaches from the sea, climbing onto land up treacherous rocks covered in seaweed. The slime on the stones is snot and water.

The cavity is deep, you can hear the rushing of breath and then, in the pauses between breaths, the whizzing of vampire bats in the dark. There are three of us; our ascent is excruciatingly slow. We keep slipping on the stones, skinning the palms of our hands. We’ve left our flippers at the foot of a steep rock face. So this is what a nasal cavity looks like, I think to myself. All of a sudden I’m completely alone. The vastness of the place bewilders me. Is the noise the snoring of a giant whose nose I’m ascending, I wonder, or is it my own echo waiting for me at the back of the cave and which sounds like loud snoring? I was told that I sometimes snore hideously. I still recall how offended I felt. I played the innocent and repressed the ugly diagnosis as best I could.



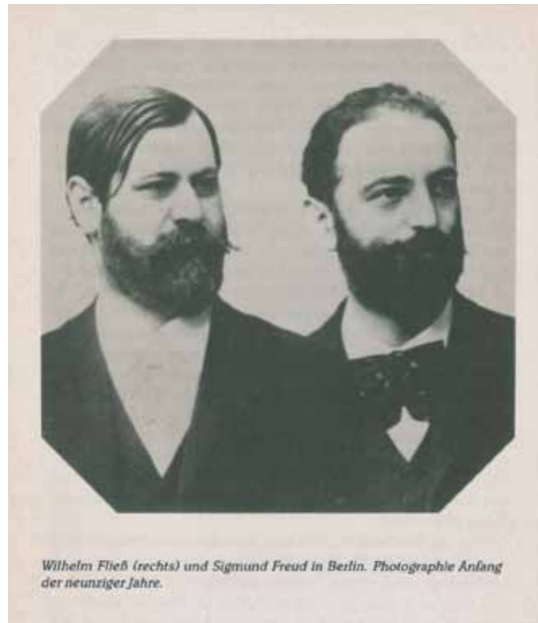
Some days ago the grotto of Spelunca, which I once visited with a German archaeologist, came up in conversation. The Roman emperor Tiberius had a group of sculptures erected there, the remains of which were fished out of the sea by a developer in the 1960s. The group depicted the episode from Homer’s *Odyssey* where Odysseus and his companions prepare to blind the sleeping Cyclops, Polyphemus, with a sharpened tree trunk. I remarked that the stake reminded me of a huge pencil and of a school friend’s story of how he had once almost poked out one of his baby brother’s eyes with a pencil in a fit of jealousy. If statues could produce sounds, the giant’s infernal snoring would have been almost unbearable in the confined museum premises.

Reading *The Interpretation of Dreams* one cannot help noticing that Freud often tucks his most interesting thoughts away in the footnotes (and hence himself as well in a certain sense). For example, in my red softcover student edition, where he contrasts his new method with all previous dream theories (Artemidorus’, Macrobius’, Aristotle’s, Cicero’s, etc.), we read in small print: “The technique that I describe in what follows essentially departs from its ancient predecessor in that it imposes the task of interpretation on the dreamer himself. It is not at all concerned with what may come to the interpreter’s mind in connection with any given element in the dream, but only with what it may trigger in the dreamer.”

All well and good, and yet not entirely fair, because into his dialogue with the dreamer Freud interpolates what he has already found theoretically useful, one might even say unconsciously usable—the sexual Easter egg, the abracadabra that all psychoanalysts of the school have habitually looked for ever since. A case of higher innocence? Is Freud really the first dream interpreter to break with the postulated superiority of the enlightener over the enlightened? The young Foucault on the subject: “Psychoanalysis only attains to the possible,” and “Thus Freud restored a psychological dimension to dreams; but he did not understand them as a specific form of experience.” The trap here—laid especially for poets—is that Freud robbed dreams of their inherent freedom as dreams; he deprived dreams of the freedom that the general public believes only poetry is licensed to purvey: the freedom of an imagination dependent on nothing and no one, not even on the ego enmeshed in its desires. The victory of Freudian dream interpretation is the defeat of the poetic imagination, which as such is an agent of both the infinite cosmos and our finite existence seeking to find its bearings in it.

Note

(The dream's navel)



Poor, heroic Freud. Great scholar, physician, amateur philologist, and mythologist that he was, he went astray in the jungle of dreams, losing himself to the infinite metaphoric wealth of materials of his unstable and unreliable dream narrators—paying patients on the couch of his Bergstrasse practice in Vienna's Ninth District: "There is often a point in the most intensely interpreted dreams that must be left in the dark because we become aware during the work of interpretation that there is a tangle of dream thoughts here that cannot be unraveled and that hasn't contributed to the dream content. This, then, is the dream's navel, the point at which it is stumped by the unknown."

But it's also a major flaw that brings down his theory like a house of cards.

And everything began so auspiciously: with a sense of bewilderment on the part of the therapist, whose interest in one of his patients (a young widow) went deeper than he would have cared to admit to himself. She gave him his hot lead. For the neurologist's fear—that he may be overlooking something organic in his search for the illness's underlying psychic causes—could never completely be allayed. Such oversight would equal malpractice, bespeaking the psychoanalyst's total failure. In this dilemma, Freud's famous "dream of Irma's injection" serves as an exoneration of sorts.

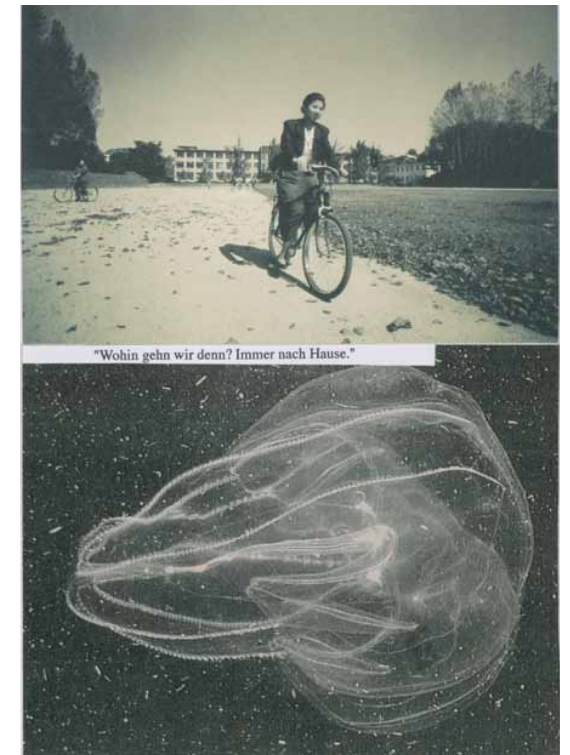
It's a common prejudice to assume that Freud sought the sexual in everything; he himself wrote later "that the majority of adult dreams deal with sexual content and articulate erotic wishes." But in the first of his own psychiatrist's dreams, it is only one of several objects of wish fulfillment that all dreams according to his theory pursue. Blatant as the "injection" motif may be, our self-interpreter's goal is more modest—coitus with a hysterical widow isn't involved, only professional rivalry. Freud's nocturnal fantasy wipes out any feelings of guilt he may have had about having been sloppy on the job: not Freud but a friend is responsible for Irma's incomplete cure. Freud avoids further speculation, not least on grounds of censorship—his wife, after all, was a potential reader of *The Interpretation of Dreams*. His triumph consists in the discovery of a mechanism: the principle of wish fulfillment in dreams. Sexuality

is as irrelevant as the charge of frivolously approving a dangerous drug (several of Freud's writings of the period recommend the use of cocaine). The injection's sole function is to expose his colleague as a dilettante and to acquit himself. The dream's navel remains nebulous: "I myself know the points from which further thought associations might be pursued, but considerations arising with every dream of my own keep me from the work of interpretation."

Poor, secretive Freud. With discoverer's pride he hushes up or sweeps aside everything else. What counts is the landmark potential of his findings: he knows the place and the time. To his friend Wilhelm Fliess he summarizes the case history of shrewish Irma and her dream taming as follows: "Do you think that one day a marble plaque will be put on the building, inscribed with the words—

Here, on July 24th, 1895
the Secret of Dreams was Revealed
to Dr. Sigm. Freud?"

He was the materialist of metaphor, a kindred spirit of the economic materialist Marx. Sexus and Capital: the twin pillars of the bourgeois order, the unshackled Minotaur in whose labyrinth the socially trammled, free individuals of the West wander aimlessly. Of what use to us are the diagnostics of these two reality-hungry agnostics? They surveyed the unknown edifice together with its inhabitants and tenants, and yet as is clear now they failed to detonate it. Their theories laid discursive minefields and have become part of the problem, not the solution. Their painstaking accumulations of fact are in part responsible for our stumbling around today like gorillas in the mist—enlightened, open-minded gorillas in a mist that has only ostensibly thinned out.



D

My daughters are in their rooms with painting gear—watercolors, paper, canvas. A rare holy and productive calm reigns in the apartment: no fights, no angry stomping because a hairclip, lipstick, or doll’s shoe has gone missing; no phone rings, the adults are out. Suddenly, a puddle begins spreading slowly from under the front door of the apartment. The stairwells are already flooded; the water climbs to the first floor. The hall carpet is soaking and the little plaster cast of Apollo is ankle-deep in water; soon the first toys are bobbing around the doorsills. But the girls notice nothing, so preoccupied are they with their paintings. One of them kneels on a chair, the tip of her tongue between her lips, painting the head of a monkey, *Brehm’s Life of Animals* open on the desk. Another has a group picture on her easel that she has been working at for weeks—“My Family.” The youngest is in the kitchen, sitting at her own little dining table on casters and doodling with colored pencils: she’s the abstract painter in the family; wiggly lines and coral formations are her present subject. The fingers of her little hands are splayed in intense concentration. The water has spread through the apartment all the way to the back pantry. Furniture is gradually set in motion like flotsam on the tide. The girls, though, remain perfectly serene, painting, scribbling, and drawing, as if they wanted to make us a gift. I feel embarrassed and wonder how long it will take for the fire department to arrive and how we are going to dry everything without anyone noticing. The apartment turns into a sinking ocean liner, water trickles over the paintings; like mermaids, my daughters swim outside through the open skylights.

Note

It is dreams that constantly remind us of freedom—there is no other source. Dreams give us the impulse to distrust all necessity, to despise the iron rule of the status quo. In dreams I have tasted blood. Dreaming, I become aware of possibilities that reality denies me over and over again.

Some people have immense inner reserves of time. Although you couldn’t tell by looking at them, you can’t help sensing that they really have the stuff that great dreamers are made of.

After a really good night’s sleep you feel immense powers inside you. That’s how it always was, though for decades now I’ve been accustomed to turning in late, tasting sleep *before* midnight at most three times a year.

Someone who has had a good night’s sleep has nothing to fear, not even his nightmares. As he knows, dreams lay hold of everything that gets into their maelstrom, spinning it around and turning it upside down.

It’s only in dreams that we experience the greatest of all natural phenomena: liberation from the law of causality. It always begins with the body launching itself, after only a few breaths, like a dugout canoe onto the ocean of time—and dissolving into non-Euclidean space.

A dream from the 1990s

From the African diary (“Goodnight, Africa”), written during a stay in Dakar and on the island of Gorée, Senegal, in the summer of 1992.

“Now and then I wake up in the night, naked on my coarse oven-warm bedsheet in the Savanna Hotel. Once it’s a blood-fresh dream: I’m on a safari with my parents in a country we refer to as *Cameroon*. Expedition to the interior; we are climbing an escarpment in hazy steppe country; up above on a plateau is a Hellenistic temple, its columns festooned with fruit and twining ornaments of the kind familiar from Aztec pyramids. We tell each other the history and origins of the temple as we know them from our travel guide. We are still climbing when we notice a horde of people off in the distance approaching swiftly—it’s a kind of troop movement with horses, camels, pickup trucks. There’s a thunderous noise of shawm and trumpet music blaring from portable radios on the open truck backs; some of the instruments project like huge alpenhorns over the drivers’ cabs and machine guns. Frightened by this sudden deployment, we opt for concealing ourselves on the rock face. In a whisper I tell my parents about the country, its inhabitants, its colonial history, its religious disputes, etc. Are sorties of this kind common, they ask. I am embarrassed because I have been caught unawares. After all, I am responsible for our safety, it was I who persuaded them to go on this trip—they could have taken a Mediterranean cruise instead. So I lie to them, head drawn in behind a rock spur, something about age-old tribal wars flaring up now and then but that travelers are safe. They go easy on foreigners, I say, citing details from the world press. This reassures them a bit. We pitch in to the provisions we have brought along; down below, the noise breaks against the rocks. I’m surprised we are able to eat so heartily while a massacre gets under way within eyesight; my father chomps his sandwich with a camel’s patience. I steal a glance over his shoulder to where black machete-wielding men in white robes and turbans are striking defenseless people kneeling in the sand, some of them tied. Most of them are naked, some are in gym shorts; there are also women in underwear. I see heads being split open with hefty blows, arms and legs hacked off and tossed onto a pile. My mother pours steaming

tea from a thermos bottle into white styrofoam cups, oblivious to the twitching of the injured, the blood spouting from legs and severed carotids, the convulsions of the interminably slowly dying. Waking, I can still hear her voice, a reassuring murmur, as though it were merely a family outing in the countryside.”

D

Dream of the advertising column near our house on a dead-end street, half hidden by the boughs of a plane tree. I'm on my way to the mailbox when I notice it again—it exerts a well-nigh magical attraction. Inspecting it closely for the first time, I find it contains a door just visible in outline under the thick strata of posters. I open the door and see squatting in the semidarkness inside: a man. His knees are drawn up to his chin, and he is stripped to his underwear. He seems to be freezing; at least he is shivering piteously. I'm embarrassed to talk to him. In my embarrassment I ask him the time and notice too late that he isn't wearing a watch. The man tilts back his head, looks at me with an expression of infinite helplessness, clasps his arms round his body more tightly. Eastern European, I think to myself, a scattered Russian or Romanian. I'm on the point of closing the door gently when, as if from the depths of a limestone cave, his whimpering hits me. Is there no one to help us—first him, but me too, since I can't break away from him? From top to bottom the advertising column is plastered with posters of actors, pop singers, rock bands, all well-known figures; most of the stars' mouths are opened in smiles. The eyes of an opera singer pierce through me as if she wanted to say, "Get on and help him, you idiot!" I look around. The street is deserted. No one has noticed me. After a short eternity I slam the door shut and hide on the far side of the column. I have the distinct feeling that people are laughing at me: throughout this part of town people are standing at their windows, amused by the poor madman playing hide-and-seek with himself.

Note

All in all, we take reality much too seriously; while the everyday would seem to constitute the smaller part of all that happens—not even half the truth, it's become the metric for everything.

Isn't it exactly the other way around, though? Aren't dreams the creators, who allow us concretely to perceive what we experience in waking life in the first place?

Reality would be unbearable without them. The insomniac knows the horror of no longer having this sanctuary. Inability to sleep is bad enough; but being deprived of dreams for any length of time is like having to look at a sunlit world with your eyelids cut off.

Reality—the most perilous thing we know, the ultimate death-bringer—would be unbearable without dreams. The closer it gets, the more intensely its body, for it has a body of the hardest material, begins to incandesce. We'd burn up at the first contact with it if we didn't have dreams—the protective gear of consciousness.

Things in art were clear from the beginning: reality was a detail that the beholder exposed between two blinks of an eyelid, the result of formative work by means of which art put the given into a different wave state. Regardless of its form, whether prehistoric cave painting, burial ornament, a line of Sappho's verse, a Cézanne, or a photo of silos and industrial plants—by means of minimal displacements art creates those imaginary spaces in which things begin to dream. No matter how much art bestows on the world, there'll always remain a crack through which the given slips and becomes what we dreamers make out of it.

Dream School

1

On the first night after the storm
 You heard through the walls. The furniture trembled
 On thin spider legs, dark daddy longlegs
 Awaiting the raid—the deportation.
 Something was happening behind my temples. A
 () soft
 Pressure caved the room outward till
 The street broke against the pillows. The sleeper
 Went off with the first barking dog that strayed by.
 The chestnut trees were swaying. Hard to imagine
 () what
 The classics in the bookcase would have to say
 () about all this.
 All meanings, alas, have been secured. At best a sign
 Leaps out from the pages. The album goes black,
 Whatever the lines of the hand, clutching the sheet,
 () may be saying.
 The dreamer is linked up with everyone, everything.
 Quite possibly someone will open his eyes, aghast
 At the freshly broken dawn, and find himself again
 In a life full of the most ordinary miracles,
 Fantastically labyrinthine and all in all
 A few sizes too big even for him.

2

This is a dream: it melts away
 After waking like rock candy in tea.
 Only splinters last a little while, crystalline seeds
 Crackling in the morning light. Then the day goes
 () opaque.
 Nothing more to interpret . . . Before one's eyes,
 () crashing,
 An endless train of phenomena switches tracks
 While the light and time of day alter.
 Such Wednesday afternoons are soon forgotten.
 Who still thinks back to the July evening
 Seven years ago that a photo captured? No one
 In it is the same person or even just
 In the same mood, and is seldom at the same place.
 The next word alone is promised. If she says this,
 He says that—and thinks something else
 While she retreats into her intelligent silence,
 Which he traveled miles for, not without sacrifice.
 One follows the example of the furniture in the
 () room,
 The newspaper headlines, the wrath
 That beats the time in waking life, at least in
 () reconstructing
 The most intimate dreams—those that count.
 And already knows what happens, knows every stain
 On the tablecloth and on one's skin, which rarely
 () forgets.
 Dreaming is nothing that can be mastered, learned
 Like the annual migration of many birds,
 A sailor's knot, or a piano piece by Brahms.

You needn't do anything. It happens and happens
 () again
 As long as the landscape runs coolly down your
 () back,
 The shifting clouds, public squares in rain,
 The few memorable scenes of every present
 Celebrate orgies of simplicity—their mystery play.

How long it took to see what is so simple:
 They are all dreaming in broad daylight. Everyone
 On the streets flows along in their thoughts, invisibly
 (wrapped
 In their own veil of majestic existence,
 Each a king, a queen on the way to the scaffold,
 Which, as every child knows, is only erected now
 In costume dramas and grandiose dreams.

There's a *little* Versailles in the heart of cities;
 In the radio hum everyone scans the store windows
 For the appropriate color, the thing of the hour—
 Techno and sneakers. Signora Talmi directs her step.
 This season rose supplies the go-easy prose
 For a problem that might become one. A few bars
 Of Mozart or pop—which boils down to the same
 (thing for now—
 Ease the tension of being both old and in the bloom
 (of youth.
 Survival, her lilting walk says, is an exercise routine
 That anyone who wants to can do. Let's get it done
 Today, tonight, this side of all our missed nights.

A skateboard crashes into the base of a monument
 Erected only yesterday. What else did the papers say?
 We'll know when we pass the next baby stroller,
 The group of girls there at the bus stop.
 "Angel Foam" is a term that confuses men.
 We needn't strain our ears to hear, needn't swear
 That we're ready for love anytime.

What does friendly mean? That a woman's hips
 Are capable of supporting the whole world—who
 (sees that?
 And that we spend a third of our lives in bed,
 If it's true, secretly makes us all accomplices.
 What means most—milk, gas, or cash, for
 instance—
 Evaporates in dreams. There's no doubt
 There are meditations that can destroy the state. But
 The worst weather always comes from within.

With which we are safe for today. Everything we
 (dreamers
 Long for hangs from dialectic's silken thread.

[A Classification of Dreams . . .]

Hunger dreams
 Satiety dreams

 Oracular dreams
 Visions
 Meaning dreams
 Hypermnestic dreams (?)

Wake-up dreams [I want out of here]

Fire dreams
 Flying and falling dreams
 Dreams of fleeing
 Travel dreams
 [The dream of being in Rome, on the Acropolis, on
 (top of the Empire State Building]
 Railroad dreams (suburban railroad, subway,
 (regional express)
 Accident dreams
 Operation dreams
 Car dreams
 Bicycle dreams

Wish-fulfillment dreams
 (Counter-wish dreams)

Childhood dreams
 Perennial dreams
 Regression dreams
 Castration dreams
 Defloration dreams
 Somatic-stimuli dreams (urine, feces, bellyache,
 (temperature)
 Dreams of movement

Birth dreams

Jewish dreams
 Christian dreams
 Muslim (Shiite, Sunni, Wahhabi, etc.) dreams
 Buddhist dreams
 Indian dreams (dying out)
 Sect dreams
 Marxist dreams
 Nazi dreams

Dreams of nakedness
 Death-wish dreams
 Oedipal dreams
 Promethean dreams
 Narcissistic dreams
 Deceit dreams

Einsteinian dreams

Examination dreams (teacher dreams)
 Rescue dreams
 Drug dreams

Purification dreams

Animal dreams (beetles, mice, snakes, flounder,
 (elephants, lions, etc.)

Anxiety dreams
 Murder dreams
 Dreams of dying
 Dreams of home
 Expulsion dreams (cf. Freud: the Jewish question,
 also Kafka)
 Biblical dreams ("By the rivers of Babylon, there we
 (sat and wept")
 Angel dreams

Dreams of hypocritical content
 Dreams involving sayings and verbal jokes
 Dreams no one can classify, not even the dreamer
 Absurd dreams*

* "Thus I have solved the problem of absurdity in dreams by showing
 that the dream thoughts are never absurd . . ."
 (Sigmund Freud, *The Interpretation of Dreams*)

→ [Please complete here]

[Freiheit & Traum]

Es ist der Traum, der einen immerfort an die Freiheit erinnert, keine andere Quell. Von dort kommen die Impulse, den Notwendigkeiten zu misstrauen, den eigenen Verhältnissen die nötige Kontrolle entgegenzubringen. Im Traum habe ich Blut geleckt. Im Traum werde ich mir der Flügel bewußt, die mir die Realität immer auf neue versetzt.

T

Komme an einem Geschäft vorbei, in dem die Regale bis zur Decke mit Whisky-Flaschen gefüllt sind. In einer Ecke ein großer Haufen voller Zigarettenkisten. Im Schaufenster ein Schild »Wegen Traum arbeiten geschlossen«.



Was kriecht da da so grünlich umher -
Im Traum bewegt, ~~das~~ Tage strömen?

[Kausalität]

Nur im Traum läßt sich das größte aller Naturphänomene steuern: die Befreiung von Kausalität. Es beginnt immer damit, daß der Körper schon nach wenigen Atemzügen wie ein Einbaum hinfährt auf dem Ozean Zeit, bevor er sich auflöst im nicht-rationalen Raum.

[Traum]

Die Töchter sind alle da, mit Wasserfarben
Papiere und Leinwände zu bemalen, jede
im eigenen Kinderzimmer. Es herrscht
eine ~~leichte~~ ^{leichte} ~~produktive~~ ^{produktive} Stille wie Selten in der
Wohnung. Niemand stolpert, kein Telefon
klingelt, die Erwachsenen sind auf dem
Haus. Da schiebt sich langsam eine ~~Wasserfarbe~~
unter der Wohnungstür hindurch. Der Treppen-
haus ist ^{über}schlammig, ~~man~~ ^{selbst} steigt mit
Pegele bis in den oberen Stock. Der Teppich
im Flur hat sich ~~volgesaugt~~ ^{volgesaugt} die oberen Spiel-
sachen kringeln entlang der ~~Stufen~~
* Die kleine Siphonstange des Apollo steht ~~an~~ ^{an} ~~den~~ ^{den} ~~Wänden~~ ^{Wänden} ~~bis~~ ^{bis} ~~zu~~ ^{zu} ~~den~~ ^{den} ~~Fuß-~~

In meinem 44. Lebensjahr

haben mich die Träume

widerwärtig

[Geschrieben im Dunkel des Kinos
während einer Vorstellung von Fellini/
Julia und die Geister]

Kritik der Freud'schen Traumtheorie

Das literarische der Träume

Das anthropologische der Träume

Das ontologische der Träume

Freiheit der Imagination vs. Abhängigkeit
der Psychoanalyse

Der Planet Watte

Traum von einem Gestirn, das von einer
so dichten und hohen Staubschicht be-
deckt ist - eine Oberfläche wie Sahara-
sand, nur unendlich viel feiner gemahlen,
pulverzarter, dass alles unrettbar darin
versinken muss. Eine Landung auf diesem
Planeten wäre der reine Selbstmord.
Die Astronauten würden spurlos im Staub-
meer versinken, sie jene Angliederungen im
Gebirge, die eine Larve mit meter hohem
Schnee verschuldet. Vom Planeten Watte
ist kein Funktignal je zurückgekehrt.

Durs Grünbein
*Aus der
Traum (Kartei)*

Notiz

Regelmäßig beliefern die Zeitungen den Betrachter mit immer neuen Mutanten und Monsterformen aus Biologie und Technik. Einige dringen ans Licht aus den Forschungslaboren, die normalerweise kein Unberufener betritt, andere tauchen in der Landschaft an den Stellen auf, wo sie vom Menschen am intensivsten geschändet wurde. Wir sehen, was in Genetikerhänden aus Mäusen und Schnecken werden kann. Fische in Baggerseen gehören in dieses Panoptikum, seltsam entfärbte Lurche aus radioaktiv verseuchten Regionen, allerlei Kleingetier, welches das Pech hatte in der Nähe von Chemiewerken sein Auskommen zu suchen. Daneben gibt es, wie alle gewöhnlichen Wunder der Natur, seit eh und je das Albino-Reh oder das Kalb mit den zwei Köpfen. Diese Wesen erinnern daran, wie schon in den Mythen und Märchen das Deformierte höchste Beachtung fand, im Handlungsgang jederzeit auftauchen konnte.

Neu ist nur, daß uns die Photographie ihr Vorhandensein nun bezeugt. Dabei kommt es zu den sonderbarsten Wiedererkennungsmomenten. Kein Traum hat uns darauf vorbereitet in die Gaumenaugen der Kröte zu schauen, die ein Kanadier in seinem Garten fand. Und doch könnte sie das Totemtier vieler Träume sein. Ihre Augen, die aus dem Dunkel der Mundhöhle glotzen, geben ein Bild vom inneren Sehapparat des Träumers, der auch in tiefer Nacht noch auf Beobachtungsposten ist. Schließt sie ihr Maul, um zu schlucken, ist sie blind, öffnet sie es, wird die Welt ihr zur Beute: Sehen und Einverleiben sind für sie eins. Und schlafen wir nicht oft über lange Strecken mit offenem Mund?



»Der Träume Herr, der große Isachar, saß vor dem Spiegel, den Rücken eng an dessen Fläche, den Kopf weit zurückgebeugt und tief in den Spiegel versenkt. Da kam Hermana, der Herr der Dämmerung, und tauchte in Isachars Brust, bis er ganz in ihr verschwand.« (Franz Kafka, *Nachgelassene Schriften*)

T

Ich gehe durch ein japanisches Fischerdorf. In der kleinen Bucht ankert ein Hochseekutter. An der Trosse aufgehängt, hoch über dem Schiffsdeck schwebend, ein geschlachteter Schwertfisch. Das Wasser ist blutrot gefärbt, auch der Schaum, in dem Plastikflaschen dümpeln, auch der Kai hat Blutspritzer abbekommen. Die Häuser vorn an der Uferstraße wirken alle verlassen. In einer Telephonzelle mit zerbrochenen Scheiben hängt der Hörer herab. Ich gehe die Hauptstraße hügelan, sehe in der Ferne Terrassenfelder, dort wird Tee angebaut. Endlich komme ich an einem Haus vorbei, das bewohnt ist. Ein altes Paar auf der Veranda, beide in kniender Stellung, sie tragen die Landestracht. Als sie zu mir aufsehen, bemerke ich, es sind George Steiner und seine Frau, so wie ich sie zuletzt bei unserem Abschied am Bahnhof von Cambridge sah. Ich beuge mich zu ihnen herab, begrüße sie flüsternd. Dabei rutscht mir die Bemerkung heraus: »Wie Philemon und Baucis.« Ich sehe das wehmütige Lächeln des alten Mannes, und sofort kommt mir meine Taktlosigkeit zu Bewußtsein. »Komm«, sagt mein Begleiter, der japanische Professor, der plötzlich neben mir steht. »Wir müssen fort, sie haben Sturm angekündigt.« Es tut mir in der Seele weh, die beiden dort zurückzulassen, aber ich muß es tun. Wir müssen so schnell wie möglich nach Tokyo zurück.

Notiz

Was dem Dasein poetische Dichte verleiht, ist der Traum. Er wappnet uns mit der Undurchdringlichkeit der Augenblicke.

Im Traum öffnet sich, so plötzlich wie der Pfau sein Rad schlägt, der große Fächer der Psyche.

Von allen Ausdrucksformen kommt die Poesie ihm am nächsten. Sie versetzt das Wort in den Traumzustand. Mein ganzes Sinnen dreht sich im Alltagsleben darum, die Poesie zurückzugewinnen.

Mit der Verlässlichkeit von Erinnerungen ist es, wie jeder aus Erfahrung weiß, nicht weit her. Dies zumindest haben Materie und Gedächtnis gemeinsam, daß sie ganze Welten verschlingen können, ohne daß die Oberfläche der Tage auch nur die leiseste Kräuselung zeigt. Tatsächlich können, so wie Gesichter, Stadtviertel, Straßenszenen im Klick einer Pupille verschwinden, ganze Lebensphasen und die dazugehörigen Schauplätze und Gefühlslagen fortgewischt werden als hätten sie nie existiert.

Ganz genau weiß ich aber noch meinen ersten Alptraum. Er hatte sich mir eingepreßt, weil er sich viele Nächte lang wiederholte. Bis dahin muß ich mit allem und allen verbunden gewesen sein, nach der Art der Naturvölker und Kleinkinder: von diesem Moment an war ich nur noch das Einzelkind in seiner ganzen Verlorenheit und Verfehltheit. Der Ablauf war immer derselbe. Es war in dem Haus in der Gartenstadt-Siedlung am Stadtrand von Dresden, das wir bezogen hatten, kurz bevor ich zur Schule kam, und es muß in der Zeit gewesen sein, da man das Lesen und Schreiben und die ersten primitiven Rechenformen erlernte.

Kaum war es dunkel und ich lag im Bett ausgestreckt, da begann sich der Raum nach oben zu weiten und um mich zu drehen. Aus großer Höhe sah ich mich selbst, winzig klein, da unten in meinem geblühten Schlafanzug liegen. Über der Kammer, die nur eine Schiebetür mit Milchglaseinsatz vom Schlafräum der Eltern trennte, der uns tags als Wohnzimmer diente, war das Haus aufgebrochen. Die Decke hatte sich wie die Himmelsluke eines Observatoriums zur Nacht hin geöffnet. Zwischen mir und dem Weltall gab es kein Dach mehr, und über den Kleiderschränken begann nun das Firmament. Ich war dem feuchtkalten, unfäßbar schwarzen Außenraum ausgesetzt und hatte das Gefühl, mit großer Kraft nach draußen gesogen zu werden. Mein Bett, mein geliebtes Bett bot keinen Halt mehr, der einzige Ort, an dem ich geschützt gewesen war vor den Attacken der Welt. Ich war jener unglückliche Kosmonaut (man gebrauchte damals den sowjetischen Ausdruck, Astronauten waren nur Amerikaner) – der versehentlich durch eine Klappe aus seiner Raumstation gefallen war und nun abgenabelt und abgekabelt umhertrieb. Was mir Angst machte war, daß ich nicht nur äußerlich keinen Halt fand in dieser Dunkelheit, in der es kein Oben und kein Unten mehr gab, sondern

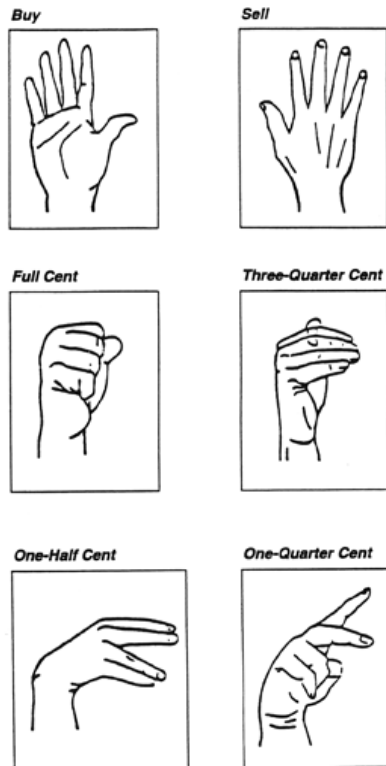
daß es sich anfühlte, als sei auch mein Schädel geöffnet worden und das Gehirn freigelegt, einem gekappten Frühstücksei gleich – wozu mir deutlich das ringförmige Küchenwerkzeug mit dem Scherengriff vor Augen stand, mit dem ein Teil der Verwandtschaft die gekochten Eier bei Tisch köpfte. Ein kühler kosmischer Hauch wehte mir um die Stirn, ich fror am ganzen Körper und war verloren bis in den kleinen Zeh. Eine grenzenlose Angst hatte mich erfaßt, eine im urtümlichen Sinn panische Furcht, mich auflösen, mich ausströmen zu müssen ins All. Die Eltern vergruben sich währenddessen im Nebenzimmer in ihren Betten (die aus Platzmangel in einem Winkel von neunzig Grad zueinander standen) und konnten oder durften mich nicht retten, so erbärmlich ich auch wimmerte. Mir schien, sie waren kilometerweit von mir entfernt. Zu Anfang war Mutter noch aufgestanden und hatte mich zu beruhigen versucht. Im Grunde aber verstand auch sie wenig von meiner Not, und ihre freundliche Ignoranz schnitt mir ins Herz. Der Vater brummte immer nur aus dem Hintergrund, ich solle doch diese Albernheiten lassen. Später hatte es selbst die gutwillige Mutter aufgegeben, mir noch Glauben zu schenken, wenn ich zitternd vor Kälte von meinen Irrfahrten durch den Weltraum erzählte. Untröstlich blieb meine Lage. So schlief ich dann leise greinend irgendwann ein unter den fühllos blinkenden Sternen. Von da an veränderte sich alles, und nichts war mehr wie in den Jahrhunderten meiner Kindheit zuvor. Heute scheint mir, als hätten gewisse Dinge in meinem Leben seither einen etwas eigentümlichen Verlauf genommen, eine Ablenkung, wie schwach auch immer, aber mit jedem Tag deutlicher, vom normal-menschlichen Kurs. Ich weiß kein besseres Wort dafür als *Aberration*, ein Terminus, nach allen Seiten hin ausstrahlend, der sich mir später im Astronomieunterricht einprägte. Dabei sah man es überall: kein Individuum, das nicht auf seine Weise von der Art abwich. Kein Blick zum Sternenhimmel, bei dem die Gestirne sich nicht scheinbar vom Beobachter weg bewegten, wenn ihn der Schwindel der Erdumdrehung erfaßte. Kein Bild, das nicht seine optischen Täuschungen mitbrachte. Ich habe keine Ahnung, wofür diese Serie von Angstträumen gut war, aber sicher bin ich mir, daß sie damals einen Strich zog durch das noch kaum erwachte Bewußtsein. Ich war sieben, als die Gewißheit der Sterblichkeit mich streifte, das Gefühl des Ausgesetztseins im All.

Zum Glück ist das Traumsujet alles mögliche, nur kein Literat. Es ist weder Psychologe noch Journalist, nicht einmal Künstler – auch wenn sein Hüter im funktionalen Leben eine dieser Rollen spielt und sein Rollenspiel sich folglich bis in den Traum hinein fortsetzt. Ohne Zweifel geht jeder auch im Schlaf noch den Tätigkeiten nach, mit denen er seine Brötchen verdient. Jenseits dessen aber ist er, in den besten Momenten, ein ganz anderer – der Dichter der eigenen Existenz. Dies fällt aber den wenigsten auf, weil Dichter für sie jene unerreichbaren seltsamen Menschen sind, nach denen man Straßen benennt und die man auf Briefmarken druckt. Nie würden sie selbst sich mit diesen Genies der Muttersprache vergleichen, und doch hat jeder schon einmal im Traum ihre kühnsten Höhenflüge weit übertroffen. Das Traumsujet ist ein Wesen, das in jedermann schlummert und das, wenn es ausbricht, in mancher Nacht Werke der Weltliteratur schafft. Nur gelingen ihm diese auf die allerselbstverständlichste Weise, ganz nebenbei, anstrengungslos, und werden so niemals als Kunstform gelten. Wozu auch kein Grund besteht: denn gerade das Kunstlose daran ist ihre Stärke. Eine größere Ergriffenheit als im Traum ist bei keinem Kunstgenuß denkbar. Von da aus betrachtet, wirkt alles, was Kunst will und kann, als einstudiert und gespielt, eine fortwährende Ouvertüre nur zur großen privaten Traumsymphonie unter den freien Himmeln der Nacht.

Ich sitze im Flugzeug am Fensterplatz. Auf dem Sitz neben mir hat ein bekanntes deutsches Photomodell Platz genommen. Es stimmt, was die Zeitungsbilder mir vorgaukeln: Sie hat tatsächlich diese extravaganten langen Beine. Hautenge Jeans trägt sie, eine weiße Bluse mit überbordenden Rüschen, groß wie die Blütenblätter der Pfingstrose. Ich wage nicht hinzusehen, presse die Stirn an das Bullaugenfenster, so verschmiert es auch ist von den Stirnen meiner Vorgänger. Ich ekle mich und vergrabe mich dennoch in dieser peinlichen Position. Immerhin sind da unten Wälder und Seenplatten, rauchende Schloten, Atommeiler, die ich mit einem Mal innig liebe. Ich versuche mich auf diese verdammte Erde zu konzentrieren. Da überkommt mich ein schwerer Hustenanfall.

Im Traum spielen Gesten die allergrößte Rolle. Es sind seltsame, undeutbare Handbewegungen, heimliche Fingerzeige, die das Geschehen vorantreiben, den Träumer in einen Hinterhalt locken, vom Weg abbringen, den Szenenwechsel erzwingen. Ein Augenzwinkern bewirkt einen Sprung über Ländergrenzen, eine Pantomime fesselt eine halbe Ewigkeit lang an einen bestimmten Ort – etwa an eine Piazza im Sonnenlicht, den Bahnsteig einer Provinzstadt bei strömendem Regen, während der Zug auf dem Abstellgleis steht. Seltsame Signale erreichen den Träumer wie beiläufig, manchmal erst auf den zweiten Blick oder aus den Augenwinkeln bemerkbar. Oft kommen sie aus der Tiefe des Raumes, wie das Detail auf einem Gemälde, das man nach langem Hinschauen erst gewahrt. Dann aber springt es ins Auge, kehrt beharrlich wieder und wird, gerade seiner Undeutbarkeit wegen, zum Stachel, an dem man sich blutig ritzt.

Traders' Hand Signals



Komme an einem Geschäft vorbei, in dem die Regale bis zur Decke mit Whiskyflaschen gefüllt sind. In einer Ecke ein großer Humidor voller Zigarrenkisten. Im Schaufenster ein Schild »Wegen Traumarbeiten geschlossen«.

Baue mit der jüngsten Tochter ein Spielhaus aus Holzlatten. Wir sind in ihrem Kinderzimmer. Nachdem es fertig ist, wird eine Wolldecke darübergebracht, nun muß es noch dekoriert werden. Was soll hinein? Die Zeichnung einer weißen Friedenstaube, Bilder aus Zeitungen, die wir gemeinsam zerschneiden: Frauen in Modeklamotten, Mädchen auf Pferden, Girlgroups und Boygroups, die Gesichter amerikanischer Teenie-Stars, verschiedene Haustiere, eine Siamkatze, Meerschweinchen, ein Zwergkaninchen. Seltsam, ich muß mehrmals hinsehen, glaube es kaum. Zwischen all dem hängt plötzlich ein Photo der Margot Honecker, Volksbildungsministerin der ehemaligen DDR.

Diese stummen Gesten sind die Wegweiser, die aus der nächtlichen Traumwanderung das Umherirren durch ein Labyrinth machen. Doch kommt keine von ungefähr: man würde sie alle leicht wiedererkennen, könnte man das bei Tag Erlebte wie einen Film rückwärts spulen und nach Belieben anhalten. Dann würde sich zeigen, was es mit ihnen auf sich hat, woher ihre Verstärkungskraft rührt. Es sind die am wenigsten begriffenen Elemente in der Theatralik des Alltagslebens: eine zeremonielle Verbeugung hier, ein hektisches Gestikulieren da, die Zeichensprache eines Taubstummen am Straßenrand – jedesmal von befremdlicher Prägnanz im Fluß des Geschehens, das der Mensch durch sich hindurchgehen läßt. Sie fallen in den Schlitz der Unaufmerksamkeit wie die Münze in den Opferstock.

Wir kennen den Lotsen auf dem Flugfeld mit seinen Signalkellen, auf dem Kopf die Ohrenschützer gegen den Lärm der Turbinen. Was aber hat es zu bedeuten, daß derselbe Mann plötzlich auf dem Markusplatz in Venedig steht, von Tauben umringt? Was hat sein Winken uns jetzt zu bedeuten?

Die Zukunft langweilt ihn mehr als die Vergangenheit. Und aus der Perspektive der Träume wird klar, warum. Mag sein, daß mancher Traum prophetische Qualitäten besitzt, daß in ihm Vorzeichen auftreten, die ein Geschehen vorwegnehmen – immer aber baut sich das Traumdrama aus dem bereits Gelebten auf. Sehr wohl werden da Episoden und Motive, Personen und Requisiten umgruppiert, so daß es scheint, als würden einzelne Szenen aus dem Fünften Akt schon gespielt, bevor noch der Dritte beendet ist. Das aber täuscht nur, wie jeder weiß. Wir bleiben, solange die einzelnen im Traum verhandelten Lebensthemen nicht abgeschlossen sind, Teilnehmer an einer Premiere. Der Blick in die Zukunft ist weiter nichts als das Querlesen im Programmheft. Der Träumer eilt nicht wirklich in seinem Leben voraus, auch wenn es Augenblicke gibt, in denen Alter und Jugend, Damals und Übermorgen scheinbar zusammenfallen. Die eigene Zukunft aber bleibt stets uneinholbar. Man mache die Gegenprobe und versuche Kierkegaards Formel einmal umzukehren: »Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden.« Daß man sein Leben stattdessen rückwärts lebt und vorwärts versteht, mag als Paradox taugen, aber läßt es sich wirklich denken?

Die Zukunft muß für den ganz in Gegenwart eingehüllten Menschen immer unzugänglich bleiben, man nähert sich ihr höchstens durch Spekulation. Die Vergangenheit dagegen zeigt sich – wie so viele Verbrechen – als zum größten Teil unaufgeklärt und ist schon darum unendlich anziehend. Die Zukunft ist das unvorstellbare Unbekannte, die Vergangenheit das noch nicht verstandene Allzubekanntes. Vergangenheit macht selbst den historischen Laien zum Detektiv (der Historiker tritt früh in den Polizeiapparat ein). Zukunft dagegen läßt uns wie die Wüschelrutengänger umhertappen. Futurologie kann als Geschäftszweig nur Schwindel sein, eine Pseudowissenschaft zur Herstellung eines Phantasieprodukts. Zu sagen, man sei Zukunftsforscher, ist etwa so wahr, als wollte man behaupten, man sei ein programmatischer Träumer.

Wir waren auf einem Bauernhof untergebracht, hausten in Zelten auf einer Wiese unter Apfelbäumen, und dies offenbar schon geraume Zeit. Es war eine Notunterkunft, wir waren Evakuierte, aufs Land hinausgetrieben, eine unbekannte Katastrophe hatte uns aus der Stadt verbannt.

Aber an diesem Morgen geschahen merkwürdige Dinge. Die Tiere waren unruhig, sie brüllten, gackerten, zeterten, blökten. Dann ein Gang durch das Gehöft, und da sahen wir es. Der Bauer hatte all sein Vieh »nackt ausgezogen«. Die Schafe stolperten frischgeschoren umher, das Geflügel war bei lebendigem Leibe gerupft, ein Kaninchen schleifte sein halb gehäutetes Fell hinter sich her. Es war ein schrecklicher Anblick. Die Tiere aber waren ganz zutraulich, besonders die Schafe, die sich an unseren Beinen rieben. Auf langen Leinen schaukelten zwischen den Scheunen Kälberfelle, Schweinsblasen, Teppiche, selbst Schlangenhäute kunterbunt durcheinander. Aber alles, was springen und kriechen konnte, begrüßte uns freudig bei unserem Inspektionsgang über den Bauernhof. Eine sonntägliche Stimmung lag über dem Schauplatz der Notschlachtung. Eine große Flügeltür mit einem Holzriegel ging einladend im Wind auf und zu. Wir gingen ins Dorf, setzten uns an den Feuerlöschteich, der war eine braungelbe, blutunterlaufene Brühe.

Das Massiv des Schlags: In seinen Ausläufern erst, an den äußersten Rändern, wird es regelmäßig von den Expeditionen des Traumes erfaßt. In welchen rauhen Gebirgsregionen wir uns die meiste Zeit in den zutiefst unerinnerbaren Nachtphasen bewegen, zeigt sich, wenn uns ein Zwischenfall aus dem Schlaf reißt. Ein Kind hat uns wachgeschrien, ein Alarm uns aufgerüttelt: da stürzen wir aus der inneren Dunkelheit bruchlos in die äußere und merken nun erst, daß es ein Territorium gibt, zu dem der Traum niemals Zugang hat.

Oder anders: das wir nur mit dem geschlossenen inneren Auge passieren. Wir befinden uns, wenn wir träumen, immer schon auf dem Rückweg von den Wanderungen durch diese Zentralmassive des Schlags. Es ist auch nicht einmal ausgemacht, ob es sich da um echte Hochgebirgslandschaften handelt. Man spricht wohl besser von einer Tabu-Zone, aus der selten eine Information herausdringt, von einem tiefschlafgeschützten Sperrgebiet, das immer schon hinter uns liegt, wenn erst die Träume anheben, an die wir uns dann in allen Einzelheiten erinnern.

Träume von der Wanderung durch eine riesige Nasenhöhle. Die Öffnung der beiden Nasenlöcher ist unter dem Wasserspiegel gut sichtbar. Wir sind an der Küste Italiens in einer Felsenbucht. Es gibt da zahlreiche Grotten. Man nähert sich ihnen vom Meer her, klettert an Land, den glitschigen, algenbewachsenen Felsen hinauf. Der Schleim auf den Steinen ist – Rotz und Wasser.

Tief ist die Nasenhöhle, man kann das Rauschen des Atems gut hören und in den Atempausen das Zischen der Vampire im Dunkeln. Der Anstieg geht quälend langsam vonstatten. Man rutscht vom Stein ab, schürft sich die Handflächen auf. Wir sind zu dritt, haben die Schwimfflossen am Fuß einer Steilwand zurückgelassen. So also sieht eine Nasenhöhle von innen aus, denke ich. Dann bin ich auf einmal allein. Der ungeheure Raum verwirrt mich, ich begreife nicht: Ist dieser Lärm das Schnarchen eines Riesen, in dessen Nase ich aufsteige, oder wartet am Ende der Höhle mein eigenes Echo auf mich, das sich anhört wie lautes Schnarchen? Man hat mir gesagt, daß ich im Schlaf mitunter entsetzlich schnarche, und ich weiß noch, wie gekränkt ich darüber war. Ich spielte das Unschuldslamm und verdrängte die häßliche Diagnose so gut es ging.



Vor Tagen drehte sich das Gespräch dann um die Grotte von Sperlunga, die ich einmal in Begleitung eines deutschen Archäologen besuchte. Dort hatte der römische Kaiser Tiberius eine Skulpturengruppe aufstellen lassen, von der ein Bauunternehmer in den sechziger Jahren Reste aus dem Meer fischte. Die Gruppe stellte eine Episode aus der *Odyssee* des Homer dar. Im Zentrum lag der Zyklop Polyphem, festgehalten war der Moment,

Notiz

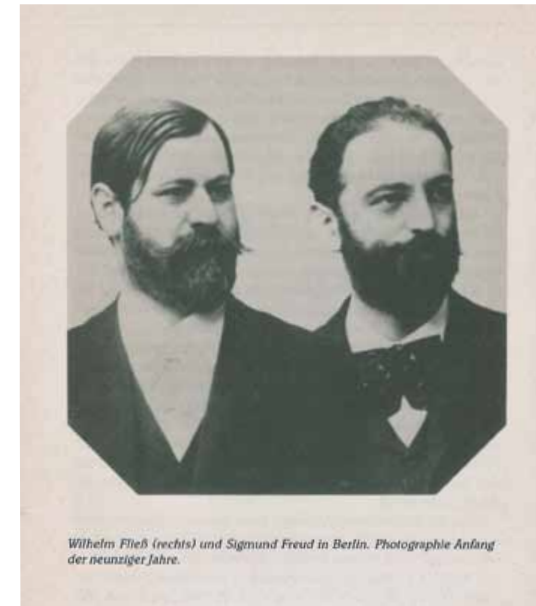
da Odysseus und seine Gefährten darangehen, ihm im Schlaf mit einem zugespitzten Baumstamm das einzige Auge auszustechen. Ich sagte, daß mich der Pfahl an einen monströsen Bleistift erinnert hätte und an die Geschichte eines Schulfreunds, der seinem kleinen Bruder in der Wiege aus Eifersucht beinahe ein Auge ausgestochen hätte mit einem Bleistift. Könnten Skulpturen Töne erzeugen, man hätte es in dem engen Museumsraum kaum ausgehalten mit dem höllischen Schnarchen des Riesen.

Was dem Leser der *Traumdeutung* auffällt: Freud versteckt oft seine interessantesten Gedanken in den Fußnoten (er versteckt darin gewissermaßen sich selbst). Zum Beispiel in jener auf Seite 119 meiner S.-Fischer-Studienausgabe mit dem roten Pappdeckel, wo es um die neue Methode als solche geht – in Abgrenzung zu allen bisherigen Traumlehren (der eines Artemidoros, Makrobius, Aristoteles, Cicero usw.). Da heißt es dann, kleingedruckt: »Die Technik, die ich im folgenden auseinandersetze, weicht von der antiken in dem einen wesentlichen Punkte ab, daß sie dem Träumer selbst die Deutungsarbeit auferlegt. Sie will nicht berücksichtigen, was dem Traumdeuter, sondern was dem Träumer zu dem betreffenden Element des Traumes einfällt. –«

Das ist insofern recht, aber doch nicht ganz billig, als Freud in den Dialog mit dem Träumer gerade das hineinlegt, was ihm zuvor als theoretisch nützlich, man könnte auch sagen: unbewußt brauchbar erschien – das sexuelle Osterei, abrakadabra, das seither alle Psychoanalytiker, die aus der Schule kommen, zu suchen gewohnt sind. Soll man von höherer Unschuld reden? Stimmt es, daß hier der erste Traumdeuter antrat, der mit der vorausgesetzten Überlegenheit der Aufklärer über die Aufzuklärenden wirklich brach? Dazu der junge Michel Foucault: »Die Psychoanalyse gelangt nur zum Eventuellen.« Und weiter: »So hat ihm [dem Traum] Freud eine psychologische Dimension wieder zuerkannt; aber als spezifische Form der Erfahrung hat er ihn nicht begriffen.« Die Falle, besonders für Dichter aufgestellt, war: Freud nahm dem Traum die Freiheit, die ihm als Traum gebührt. Er nahm ihm die Freiheit, zu deren Gebrauch sonst nur Poesie im Bewußtsein der Allgemeinheit die Lizenz hat: die Freiheit der von nichts und niemandem (auch nicht von dem in sein Begehren verstrickten Ich) abhängigen Imagination. Der Triumph der Freudschen Traumdeutung ist die Niederlage der dichterischen Vorstellungskraft, die als solche sich als Agentin begreift des unermesslichen Kosmos und der in ihm sich orientierenden endlichen Existenz.

Notiz

(Der Nabel des Traums)



Wilhelm Fliess (rechts) und Sigmund Freud in Berlin. Photographie Anfang der neunziger Jahre.

Armer, heroischer Freud. Großer Gelehrter und Mediziner und Liebhaber der Philologie und Mythologie, der er war, mußte er sich im Dickicht der Träume verirren. Er verlor sich an die unendliche metaphorische Vielfalt der Stoffe seiner wankelmütigen Traum erzähler – der zahlenden Patienten auf der Couch in der Praxis Bergstraße, im neunten Bezirk Wiens. »In den bestgedeuteten Träumen muß man oft eine Stelle im Dunkel lassen, weil man bei der Deutung merkt, daß dort ein Knäuel von Traumgedanken anhebt, der sich nicht entwirren will, aber auch zum Trauminhalt keine weiteren Beiträge geliefert hat. Dies ist dann der Nabel des Traums, die Stelle, an der er dem Unbekannten aufsitzt.«

Dies ist aber auch das Armutszeugnis der Theorie. Mit ihm bricht das Ganze wie ein Kartenhaus zusammen.

Und alles fing so verheißungsvoll an: mit einer Verstörung des Therapeuten, den eine seiner Patientinnen, eine junge Witwe, tiefer beschäftigte als er sich eingestand. Sie brachte ihn auf die heiße Spur. Denn nie war sie völlig auszuschalten, die Sorge des Nervenarztes, der auf der Suche nach den psychischen Krankheitsursachen etwas Organisches übersehen konnte. Es wäre der Kunstfehler des Psychoanalytikers, sein Versagen schlechthin. In diesem Dilemma wird ihm Entlastung zuteil durch den berühmten »Traum von Irmas Injektion«.

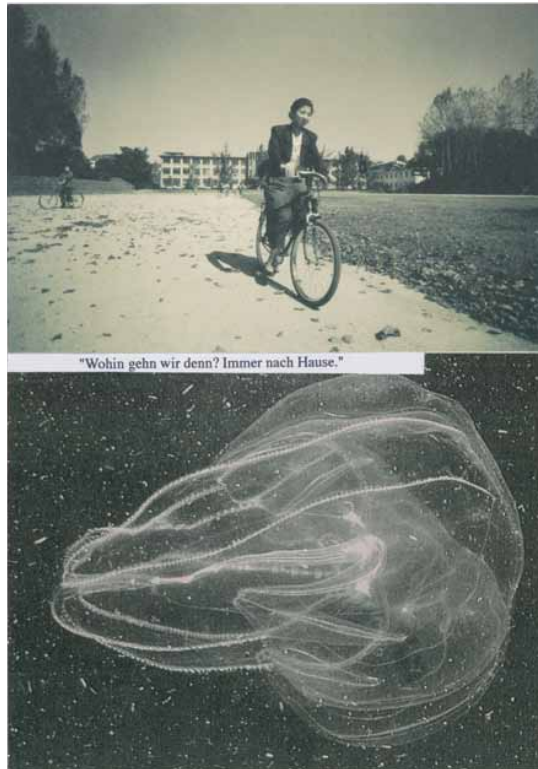
Ein Vorurteil gegen Freud besagt, er habe hinter allem stets nur das Sexualmotiv sehen wollen. »... daß die Mehrzahl der Träume Erwachsener sexuelles Material behandelt und erotische Wünsche zum Ausdruck bringt«, sagt er später selbst. In diesem ersten seiner Psychiaterträume aber ist Sex nur einer von mehreren Gegenständen der Wunscherfüllung, um die sich seiner Lehre zufolge alle Träume bemühen. So hervorspringend das Motiv der »Injektion« ist, der Selbstdeuter verfolgt ein bescheideneres Ziel. Es geht ihm nicht um den Koitus mit einer hysterischen Witwe, sondern nur um die Konkurrenz unter Fachkollegen. Die nächtliche Phantasie befreit ihn vom Gewissensbiß, er habe als Arzt gefuscht. Ein Freund trägt die Schuld an der unerfolgreichen Behandlung Irmas. Jede weitere Spekulation versagt sich der Deuter, schon aus Zensurgründen – mit Rücksicht auf die eigene Ehefrau, eine potentielle

Leserin der *Traumdeutung*. Sein Triumph ist die Entdeckung eines Mechanismus (des Prinzips der Wunscherfüllung beim Träumen). Das Sexualmotiv ist dabei ebenso nebensächlich wie der Vorwurf des leichtfertigen Umgangs mit einer gefährlichen Droge – Freuds Empfehlung des Kokains, die er zur selben Zeit in mehreren Schriften aussprach. Die Spritze hat nur die Funktion, den Kollegen als Dilettanten bloßzustellen und sich selbst reinzuwaschen. Der Nabel des Traumes bleibt im Nebel. »Ich kenne selbst die Stellen, von denen aus weitere Gedankenzusammenhänge zu verfolgen sind; aber Rücksichten, wie sie bei jedem eigenen Traum in Betracht kommen, halten mich von der Deutungsarbeit ab.«

Armer, verschwiegener Freud. Entdeckerstolz läßt ihn alles andere beiseiteschieben und vertuschen. Das wichtigste ist ihm der Denkmalwert seiner Erkenntnisposition. Er weiß noch den Ort und er weiß noch die Zeit. Dem Freund Wilhelm Fließ gegenüber resümiert er die Krankengeschichte von der widerspenstigen Irma und ihrer Zähmung im Traum so: »Glaubst du eigentlich, daß an dem Hause dereinst auf einer Marmortafel zu lesen sein wird:

Hier enthüllte sich am 24. Juli 1895 dem
Dr. Sigm. Freud
Das Geheimnis des Traumes?«

Er war der Materialist der Metapher, ein Bruder im Geiste des Ökonomie-Materialisten Marx. Sexus und Kapital, die beiden ehernen Säulen, auf denen die bürgerliche Ordnung ruht, der gefesselte Minotaurus, in dessen Labyrinth die sozial Verklammerten, freien Individuen des Westens umherirren. Was nützt uns die Diagnostik der beiden realitätsgierigen Agnostiker? Das unbekannte, häßliche Bauwerk vermessen haben sie, mitsamt seinen Bewohnern und Mietern, doch wie sich jetzt zeigt – nicht gesprengt. Ihre Theorien haben die Verhältnisse diskursiv vermint und sind damit Teil des Problems, nicht der Lösung geworden. Ihre sorgfältige Sammlerarbeit hat dazu beigetragen, daß wir nun wie Gorillas im Nebel umherstolpern – aufgeklärte Gorillas in einem nur scheinbar gelichteten Nebel.



Die Töchter sind alle dabei, mit Wasserfarben Papiere und Leinwände zu bemalen, jede im eigenen Kinderzimmer. Es herrscht eine heilige produktive Stille in der Wohnung wie selten. Niemand streitet oder stampft auf den Boden vor Zorn, weil eine Haarspange fehlt, ein Lippenstift, der Schuh einer Puppe. Kein Telephon klingelt, die Erwachsenen sind aus dem Haus. Da schiebt sich langsam eine Pfütze unter der Wohnungstür hindurch. Das Treppenhaus ist bereits überschwemmt, schon steigt der Pegel bis in den ersten Stock. Der Teppich im Flur hat sich vollgesaugt, die kleine Gipsstatue des Apollo steht bis zu den Fußknöcheln im Wasser. Die ersten Spielsachen dümpeln entlang der Türschwellen. Die Töchter aber ahnen von alledem nichts, so vertieft sind sie in ihre Malereien. Die eine kniet auf dem Stuhl, die Zunge im Mundwinkel, und pinselt einen Affenkopf, auf dem Schreibtisch liegt *Brehms Tierleben* aufgeschlagen. Die andere hat ein Gruppenbild auf der Staffelei – »Meine Familie«, an dem sie seit Wochen schon arbeitet. Die Jüngste in der Küche sitzt an ihrem Eßtisch auf Rädern, läßt die Buntstifte kreisen, sie ist die abstrakte Malerin der Familie. Im Augenblick ist sie mit Schlangenlinien und Korallenformen beschäftigt, die Finger der kleinen Hände sind in äußerster Konzentration abgespreizt. Das Wasser hat sich nun überall in der Wohnung verteilt, bis in die hintere Speisekammer ist es vorgedrungen. Nach und nach geraten die Möbel in Bewegung, werden zu Treibgut in der Strömung. Die Mädchen aber lassen sich nicht aus der Ruhe bringen, sie pinseln und kritzeln und zeichnen, als wollten sie uns ein Geschenk machen. Mir ist es peinlich, ich überlege, wie lange es dauert, bis die Feuerwehr eintrifft und wie man alles wieder trocken bekommt, bevor irgendjemand was merkt. Dann wird die ganze Wohnung zum sinkenden Ozeandampfer. Wasser läuft über die Aquarelle, die Töchter schwimmen wie Nixen durch die geöffneten Oberlichter hinaus ins Freie.

Es ist der Traum, der einen immerfort an die Freiheit erinnert, kein anderer Quell. Von dorthin kommen die Impulse, den Notwendigkeiten zu mißtrauen, den so eisernen Verhältnissen die nötige Verachtung entgegenzubringen. Im Traum habe ich Blut geleckt. Im Traum werde ich mir des Möglichen bewußt, das mir die Realität immer aufs neue versagt.

Manche verfügen über große innere Zeitreserven. Man sieht es ihnen von außen nicht an – ahnt aber, daß sie wirklich das Zeug haben zu großen Träumern.

Einmal wirklich ausgeschlafen, und du fühlst Riesenkräfte in dir. So war es immer, obgleich ich seit Jahrzehnten täglich spät erst aufs Laken sinke und höchstens drei Mal im Jahr noch den Schlaf *vor* Mitternacht kennenlernen.

Der ausgeschlafene Mensch hat nichts zu fürchten, nicht einmal seine Alpträume. Der Traum, das weiß er, wird alles aufgreifen, alles verdrehen und auf den Kopf stellen, was in seinen Strudel gerät.

Nur im Traum läßt sich dies größte aller Naturphänomene erleben: die Befreiung von Kausalität. Es beginnt immer damit, daß der Körper schon nach wenigen Atemzügen wie ein Einbaum hinaustreibt auf den Ozean Zeit, bevor er sich auflöst im nicht-euklidischen Raum.

Ein Traum aus den 90er Jahren

Aus dem afrikanischen Tagebuch (»Gute Nacht, Afrika«), geschrieben während eines Aufenthalts in Dakar, Senegal, und auf der Insel Gorée, Sommer 1992.

»Nachts erwache ich öfter, nackt auf dem rauhen, backofenwarmen Bettlaken des *Savanna* Hotel. Einmal ist es blutfrischer Traum: Ich bin mit meinen Eltern auf Safari in einem Land, das wir im Gespräch *Kamerun* nennen. Ausflug ins Landesinnere, wir erklettern einen Felsen in einer dunstigen Steppenlandschaft. Oben auf einem Plateau steht ein hellenistischer Tempel, die Säulen verziert mit fremdartigen Fruchtgirlanden und verschlungenen Ornamenten, wie man sie sonst von aztekischen Pyramiden her kennt. Wir tragen uns gegenseitig seine Entstehungsgeschichte vor, soweit wir sie aus dem Reiseführer kennen. Beim Aufstieg bemerken wir in der Ferne eine große Menschenmenge, schnell näherkommend, eine Art Truppenbewegung mit Pferden, Kamelen und Kleintransportern, begleitet vom ungeheuren Getöse einer Schalmeyen- und Trompetenmusik, die aus Kofferradios von den offenen Ladeflächen der Fahrzeuge dröhnt. Einige der Instrumente ragen, groß wie Alphörner, über die Fahrerhäuser und die schweren Maschinengewehre hinaus. Erschrocken von dem plötzlichen Aufmarsch beschließen wir, uns am Fels zu verstecken. Flüsternd erkläre ich meinen Eltern die Besonderheiten von Land und Leuten, seine Kolonialgeschichte, Religionsstreitigkeiten usw. Sind solche Ausbrüche hier üblich, fragen sie mich. Es ist mir peinlich, so unvorbereitet zu sein, ich bin verantwortlich für unsere Sicherheit, schließlich habe ich sie zu dieser Expedition überredet. Sie hätten ebensogut eine Kreuzfahrt im Mittelmeer haben können. Ich lüge also, den Kopf eingezogen hinter einem Felsvorsprung, irgendetwas von uralten Stammeskriegen, die hier von Zeit zu Zeit aufflackern, für den Reisenden aber ungefährlich sind. Der Fremde wird hier geschont, behaupte ich. Ich verweise auf Informationen, wie sie in der Weltpresse seit langem verbreitet werden. Das beruhigt sie dann etwas, und wir machen uns über den mitgeführten Proviant her. Unter uns brandet der Lärm an den Fels. Ich wundere mich, mit welchem Appetit wir uns ans Essen machen, während in Sichtweite ein blutiges Gemetzel beginnt. Der Vater kaut mit der

Geduld eines Kamels an einem Butterbrot, ich sehe über seine Schulter hinweg verstohlen zu, wie mehrere schwarze Männer in weißen Gewändern und Turbanen mit Macheten auf Wehrlose einschlagen, die vor ihnen im Sand knien und teils schon gefesselt sind. Die meisten von ihnen sind nackt, einige haben Turnhosen an, es sind auch Frauen darunter in Unterwäsche. Deutlich sehe ich, wie da mit kräftigen Hieben Köpfe gespalten werden, Arme und Beine werden abgetrennt und auf einen Haufen geworfen. Meine Mutter gießt aus einer Thermoskanne dampfenden Tee in weiße Becher aus Styropor. Das Zucken der Schwerverletzten, die Blutfontänen aus Unterschenkeln und Halsschlagadern, die Krämpfe der endlos lang Sterbenden bemerkt sie nicht. Im Erwachen noch höre ich ihre Stimme, ein beruhigendes Gemurmel, als wäre das alles ein Familienausflug ins Grüne.«

T

Traum von der Litfaßsäule, die nahe bei unserem Haus in einer Sackgasse steht, halb vom Geäst einer Platane verdeckt. Ich bin auf dem Weg zum Briefkasten, da fällt sie mir wieder auf, zieht mich geradezu magisch an. Ich sehe sie mir zum ersten Mal genauer an, finde eine Tür in sie eingelassen, ihr Umriß unter den dicken Plakatschichten nur gerade erahnbar. Ich öffne sie und sehe: Im Innern hockt ein Mann im Halbdunkel. Er hat die Beine angezogen, ist nackt bis auf die Unterhosen. Er scheint zu frieren, zumindest zittert er ganz erbärmlich. Es ist mir peinlich, ihn anzusprechen. Aus Verlegenheit frage ich ihn nach der Uhrzeit und bemerke zu spät: Er hat keine Uhr am Leib. Der Mann legt den Kopf in den Nacken, sieht mich mit einem Ausdruck unendlicher Hilflosigkeit an und schließt dann die Arme noch enger um sich. Osteuropäer, denke ich, ein versprengter Russe oder Rumäne, und will schon die Tür leise schließen, da trifft mich sein Gewimmer, wie aus den Tiefen einer Tropfsteinhöhle. Ist niemand da, der uns helfen könnte – zuerst ihm, dann aber auch mir, der ich nicht von ihm loskomme? Die Litfaßsäule ist, von oben bis unten, mit den Plakaten prominenter Schauspieler, Schlagersänger und Musikbands bedeckt, lauter bekannte Namen, die meisten der Stars haben den Mund zum Lächeln geöffnet. Eine Opernsängerin sieht mich durchdringend an, als wollte sie sagen: So hilf ihm doch, du Idiot. Ich schaue mich um, die Straße ist leer, keiner hat mich bemerkt. Nach einer kleinen Ewigkeit schlage ich die Tür zu und verstecke mich hinter der Säule, auf der anderen Seite. Deutlich das Gefühl, ausgelacht zu werden: Im ganzen Stadtviertel stehen die Leute nun hinter den Fenstern und amüsieren sich über den armen Irren, der mit sich selber Verstecken spielt.

Notiz

Insgesamt wird die Realität viel zu ernst genommen. Ist sie doch als Tageswirklichkeit nur der geringere Teil des psychischen Geschehens, nicht etwa, wie man ihrer Quantität nach annehmen könnte, die Hälfte der Wahrheit. Allein sie aber wird als das Maß aller Dinge gesetzt.

Ist es aber nicht gerade umgekehrt? Ist nicht der Traum der Bildner, der uns das im Wachzustand Erlebte erst anschaulich macht und damit bewältigen hilft? Der Schlaflose weiß, welcher Horror, welches auszehrende Grauen es ist, diese Zuflucht entbehren zu müssen. Nicht schlafen zu können ist schlimm genug, aber auf Dauer vom Traum ausgeschlossen zu sein ist, als müßte man eine Welt, die im gleißenden Sonnenlicht liegt, mit abgeschnittenen Augenlidern erleben.

Ohne den Traum wäre Realität kaum zu ertragen – sie, diese allergefährlichste, schließlich todbringende Sache. Je näher sie einem zu Leibe rückt (denn sie hat einen Leib – einen aus dem härtesten Stoff), um so mehr beginnt sie zu glühen. Man müßte augenblicklich an ihr verbrennen, hätte man nicht den Traum, der das Bewußtsein wie ein Schutzanzug isoliert.

In den Künsten schien die Sache von Anfang an klar: hier galt Realität als ein Ausschnitt, den der Betrachter zwischen zwei Augenaufschlägen belichtete, ein Resultat seiner zupackenden Gestaltungen. Durch ihr Zutun verwandelten sie das Gegebene, versetzten es in einen anderen Schwingungszustand. Ganz gleich, in welcher Gestalt, ob als steinzeitliche Felsmalerei mit Wisenten in einer Höhle, als Sarkophagschmuck, Vers einer sapphischen Strophe, Tafelbild aller Zeiten und selbst noch als Photographie von Bohrtürmen und Industrieanlagen – durch minimale Verschiebungen erschafft sie jene imaginären Realitäten, in denen die Objekte zu träumen beginnen. So sehr kann Kunst sich der Umwelt nicht andienen, daß nicht noch immer ein Spalt offenbliebe, durch den hindurchschlüpfend das, was ist, zu dem wird, was wir Träumer uns daraus backen.

Traumschule

1

In der ersten Nacht nach dem Sturm
Waren die Wände hellhörig. Die Möbel bebten
Auf dünnen Spinnenbeinen, dunkle Weberknechte,
In Erwartung der Razzia – des Abtransports.
Etwas geschah da hinter den Schläfenknochen. Ein
(sanfter
Druck wölbte das Zimmer nach außen, bewirkte,
Daß die Straße nun an die Kissen brandete. Der
(Schläfer
Ging mit dem ersten Hund mit, der bellend
vorüberstreunte.
Die Kastanien schwankten. Nicht auszudenken, was
Im Schrank die Bände der Klassiker dazu sagen
(würden.
Jede Sinngebung, alas, ist gesichert. Allenfalls
(springt
Ein Zeichen auf von den Seiten. Das Album
(schwärzt sich,
Was auch die Handlinien sagen, ins Laken verkrallt.
Der Träumer ist verbunden mit allen, mit allem.
Gut möglich, daß einer die Augen aufschlägt,
(bestürzt
Von der jüngsten Morgenröte, und findet sich
(wieder
In einem Leben voll der gewöhnlichsten Wunder,
Phantastisch verschlungen und alles in allem
Ein paar Nummern zu groß auch für ihn.

2

Das ist der Traum: er schmilzt
Nach dem Erwachen wie das Kandisstück im Tee.
Nur Splitter halten sich ein Weilchen, kristalline
(Kerne
Knistern im Morgenlicht. Dann wird der Tag opak.
Nichts mehr zu deuten ... Vor den Augen,
(krachend,
Rangiert ein endlos langer Zug von Phänomenen
Im Wechsel der Lichtverhältnisse und der Stunden.
So ein Mittwochnachmittag sinkt bald ins Vergessen.
Kaum einer denkt noch zurück an den einen
(Juliabend
Vor sieben Jahren, den ein Photo festhielt. Nicht
(einer
Der Abgebildeten ist mehr derselbe oder auch nur
In derselben Stimmung, selten am selben Ort.
Versprochen ist nur das nächste Wort. Sagt sie dies,
Sagt er das – und denkt sich ein Drittes dabei,
Während sie ausweicht in ihr intelligentes
(Schweigen,
Für das er meilenweit herkam, manches aufgab dabei.
Man nimmt sich ein Beispiel: an den Möbeln im
(Raum,
An den Titeln der Tageszeitungen, am Zorn,
Der den Takt gibt im Wachsein, beim
(Rekonstruieren
Der innigsten Träume zumindest – derer, die zählen.
Und weiß längst, was geschieht, kennt jeden Fleck
Auf der Tischdecke und auf der Haut, die selten
(vergift.
Träumen ist nichts, was sich beherrschen läßt,
(lernen
Wie die jährliche Völkerwanderung vieler Vögel,
Ein Seemannsknoten und ein Klavierstück von
(Brahms.
Man tut nichts dazu. Es geschieht und geschieht
(wieder,
Solange die Landschaft dir kühl über den Rücken
(rinnt,
Die ziehenden Wolken, öffentlichen Plätze im
(Regen,
Die wenigen einprägsamen Szenen jeder
(Gegenwart,
Orgien der Einfachheit, ihr Mysterienspiel feiern.

3

Wie lang es brauchte, das Einfachste nur zu sehen:
Daß sie alle träumen am hellichten Tag. In
(Gedanken
Fließt jeder auf den Straßen dahin, unsichtbar
(eingehüllt
In den eigenen Schleier majestätischer Existenz.
Jeder ein König, jede Königin unterwegs zum
(Schafott,
Das, wie jedes Kind weiß, nur in Kostümfilmern
(noch,
In pompösen Träumen aufgestellt wird.

Da ist das little Versailles im Herzen der Städte,
Und im Radiogesumm sucht jeder die Schaufenster
(ab
Nach der passenden Farbe, dem Ding der Stunde –
Technik und Turnschuh. Signora Talmi lenkt ihren
(Schritt.
In dieser Saison liefert das Rosa die schonende
(Prosa
Für ein Problem, das eins werden könnte. Ein paar
(Takte
Mozart oder Pop, was aufs selbe hinausläuft vorerst,
Lösen die Spannung, gleichzeitig alt zu sein und
(blutjung.
Überleben ist, sagt ihr wiegender Gang, eine Übung,
Die jeder besteht, wenn er will. Absolvieren wir sie,
Diesen Tag, diese Nacht diesseits aller versäumten
(Nächte.

Ein Skateboard kracht gegen den Denkmalsockel,
Erst gestern errichtet. Was schrieben die Zeitungen
(noch?
Wir werden es wissen, wenn wir den nächsten
(Kinderwagen
Passieren, die Mädchengruppe dort an der
(Bushaltestelle.
»Engelsschaum« ist ein Wort, das die Männer
(verwirrt.
Wir müssen nicht hinhören, müssen nicht schwören,
Daß wir jederzeit für die Liebe bereit sind.

Was heißt denn freundlich? Daß die Hüften einer
(Frau
Die ganze Welt zu tragen vermögen, wer sieht das
(schon?

Und daß wir ein Drittel des Lebens im Bett
(verbringen,
Macht, wenn es zutrifft, uns alle insgeheim zu
(Komplizen.
Im Traum verflüchtigt sich, was das meiste bedeutet,
Zum Beispiel Milch, Benzin oder Bargeld. Keine
(Frage,
Es gibt Meditationen, die den Staat zerstören
(können. Aber,
Die schlimmsten Wetter kommen alle von innen.

Womit wir für heute gerettet wären. Am seidenen
(Strang
Dialektik hängt alles, wonach wir Träumer
(verlangen.

[Zur Einteilung der Träume ...]

Hungerträume
Sättigungsträume

Orakelträume
Visionen
Bedeutungsträume
Hypermnestische Träume (?)

Weckträume [Ich will hier raus]

Feuerträume
Fliege- und Fallträume
Fluchträume
Reiseträume
[Der Traum in Rom, auf der Akropolis, on top of
(Empire State Building zu sein)
Eisenbahnträume (S-Bahn, U-Bahn,
(Regionalexpreß)
Unfallträume
Operationsträume
Autoträume
Fahrradträume

Wunscherfüllungsträume
(Gegenwuschträume)

Kindheitsträume
Perennierende Träume
Regressionsträume
Kastrationsträume
Deflorationsträume
Leibreizträume (Harn, Kot, Magenschmerzen,
(Fieber)
Bewegungsträume

Geburtsträume

Jüdische Träume
Christliche Träume
Moslemische Träume (Schiitisch, Sunnitisch,
(Wahbatisch usw.)
Buddhistische Träume
Indianische Träume (aussterbend)
Sektenträume
Marxistische Träume
Naziträume

Nacktheitsträume
Todeswuschträume
Ödipale Träume
Prometheische Träume
Narzißtische Träume
Blendungsträume

Einsteinsche Träume

Prüfungsträume (Lehrerträume)
Rettungsträume
Drogenträume

Reinigungsträume

Tierträume (Käfer, Mäuse, Schlangen, Fludern,
(Elefanten, Löwen usw.)

Angstträume
Mordträume
Sterbeträume
Heimatträume
Vertreibungsträume (s. Freud: Judenfrage, auch
(Kafka)
Biblische Träume (»An den Wassern Babels saßen
(wir und weinten«)
Engelträume

Träume heuchlerischen Inhalts
Redensarten- und Wortwitzträume
Träume, die kein Mensch einzuordnen weiß, nicht
(einmal der Träumer selbst
Absurde Träume*

* »Ich habe also das Problem der Absurdität der Träume dahin aufgelöst,
daß die Traumgedanken niemals absurd sind ...«
Sigmund Freud, *Die Traumdeutung*

→ [Bitte hier ergänzen]

100 Notes – 100 Thoughts / 100 Notizen – 100 Gedanken

N°065: Durs Grünbein

Dream Index / Aus der Traum (Kartei)

Introduction / Einführung: Michael Eskin

dOCUMENTA (13), 9/6/2012 – 16/9/2012

Artistic Director / Künstlerische Leiterin: Carolyn Christov-Bakargiev

Member of Core Agent Group, Head of Department /

Mitglied der Agenten-Kerngruppe, Leiterin der Abteilung: Chus Martínez

Head of Publications / Leiterin der Publikationsabteilung: Bettina Funcke

Managing Editor / Redaktion und Lektorat: Katrin Sauerländer

Editorial Assistant / Redaktionsassistentin: Cordelia Marten

English Copyediting / Englisches Lektorat: Michael Eskin

Proofreading / Korrektorat: Stefanie Drobnik, Sam Frank, Rea Triyandafilidis

Translations / Übersetzungen: Christopher Jenkin-Jones;

Introduction / Einführung: Michael Eskin, Barbara Hess

Image Editing / Bildredaktion: Frauke Schnoor

Graphic Design and Typesetting / Grafische Gestaltung und Satz: Leftloft

Typeface / Schrift: Glypha, Plantin

Production / Verlagsherstellung: Maren Katrin Poppe

Reproductions / Reproduktionen: weyhing digital, Ostfildern

Paper / Papier: Pop'Set, 240 g/m², Munken Print Cream 15, 90 g/m²

Manufacturing / Gesamtherstellung: Dr. Cantz'sche Druckerei, Ostfildern

© 2012 documenta und Museum Fridericianum Veranstaltungs-GmbH, Kassel;

Hatje Cantz Verlag, Ostfildern; Michael Eskin; Durs Grünbein

Illustrations / Abbildungen: p. / S. 1: Students on deck of Chalet III (Farrally Hall) /

Studenten auf der Terrasse des Chalet III (Farrally Hall), The Banff Centre, 1956

(detail / Detail), courtesy Paul D. Fleck Library & Archives at The Banff Centre;

pp. / S. 8, 13: © The Hamilton Spectator; pp. / S. 11, 34: Image used with

permission of CME Group Inc. © 2011. All rights reserved; pp. / S. 15, 37:

historical image from / historische Abbildung aus: *La grotta di Tiberio e il*

Museo archeologico nazionale, Sperlonga, Roma: Istituto Poligrafico dello stato,

Giulio Jacopi, 1967; pp. / S. 16, 39: © akg/Imagno; pp. / S. 17, 40 (jellyfish /

Qualle): © Peter Parks/OSF/OKAPIA; pp. / S. 24–29: © Durs Grünbein

documenta und Museum Fridericianum

Veranstaltungs-GmbH

Friedrichsplatz 18, 34117 Kassel

Germany / Deutschland

Tel. +49 561 70727-0

Fax +49 561 70727-39

www.documenta.de

Chief Executive Officer / Geschäftsführer: Bernd Leifeld

Published by / Erschienen im

Hatje Cantz Verlag

Zeppelinstrasse 32, 73760 Ostfildern

Germany / Deutschland

Tel. +49 711 4405-200

Fax +49 711 4405-220

www.hatjecantz.com

ISBN 978-3-7757-2914-7 (Print)

ISBN 978-3-7757-3094-5 (E-Book)

Printed in Germany

Gefördert durch die



funded by the German Federal
Cultural Foundation

Durs Grünbein

Introduction / Einführung:
Michael Eskin